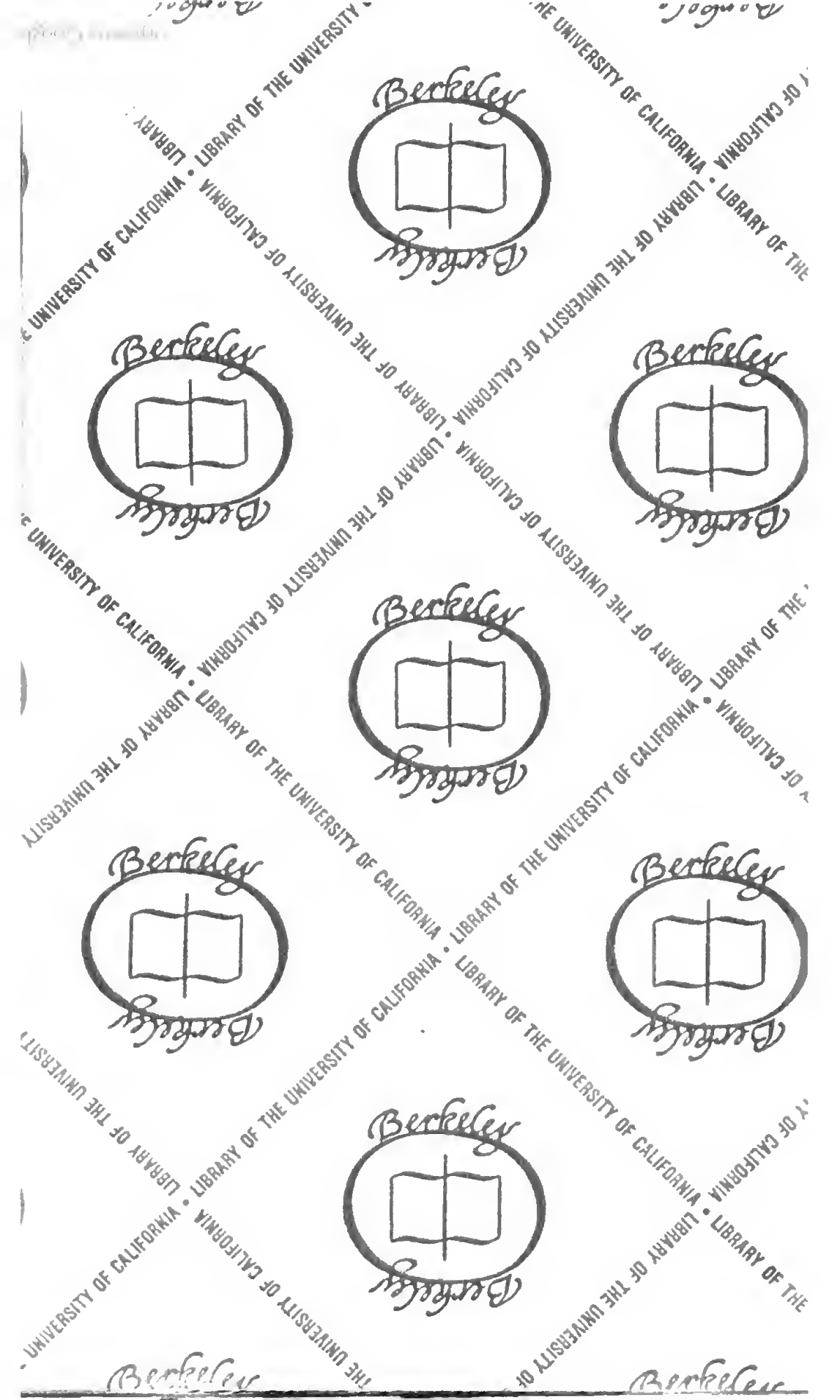
UC-NRLF
B 4 084 660

Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA


Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

David Friedrich Strauß

in seinem Leben und seinen Schriften

geschildert

von

Eduard Zeller.

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Bonn,

Verlag von Emil Strauß.

1874.

45219

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

PT2531
S3
Z37
1874
MAIN

Vorwort.

Unmittelbar nach dem Tode des Mannes, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind, wurde ich von der Redaktion des Schwäbischen Merkurs gebeten, für ihre Zeitung einen Nekrolog desselben zu schreiben. Ich versprach es, nur mußte ich mir, durch anderweitige Verpflichtungen für die nächste Zeit abgehalten, eine etwas längere Frist ausbedingen. Als ich nun aber in den letzten Osterferien an die Ausführung gieng, überzeugte ich mich bald, daß ich meine Darstellung, wenn sie mich selbst nicht allzu unbefriedigt lassen sollte, weder ihrem Inhalt noch ihrem Umfang nach in den Schranken halten dürfe, welche ihr in einem politischen Tagblatt der Natur der Sache nach gesteckt waren. Ich entschloß mich daher, sie von vorne herein etwas größer anzulegen und mehr in sie aufzunehmen, als sich mit ihrem ursprünglichen Zweck vertragen haben würde, dem letzteren dagegen durch einen Auszug aus ihr zu genügen. So entstand die vorliegende Schrift.

Was ſie geben will, iſt keine Biographie, ſondern eine biographiſche Schilderung: nicht ein ausgeführtes Gemälde, ſondern ein erſter Umriß. Um die Biographie eines Mannes, wie Strauß, zu ſchreiben, hätte ich ein weit vollſtändigeres Material und viel mehr Zeit haben müſſen, als mir in dieſem Augenblick zur Verfügung ſtand; überhaupt aber läßt ſich die Geſchichte eines Lebens nicht erſchöpfend darſtellen, ehe daſſelbe von der Gegenwart des Darſtellenden ſo weit abliegt, daß die Perſonen und die Verhältniſſe, die auf ſeinen Gang einwirkten, ohne Verletzung berechtigter Gefühle und Rückſichten nach allen Seiten öffentlich beſprochen werden können. Selbſt wo kein ſolches Bedenken obwaltete, waren meiner Arbeit durch ihre ganze Anlage und durch die Beſchränktheit der Zeit, die ich auf ſie verwenden konnte, beſtimmte Grenzen gezogen. Mit manchem, was ich hätte geben können, mußte ich zurückhalten, weil ſeine Mittheilung das Ebenmaß des Ganzen zu ſehr geſtört hätte; über Menſchen, die Strauß nahe ſtanden, perſönliche Verbindungen, die ihm lieb und werth waren, mußte ich mit Stillſchweigen oder mit flüchtigen Andeutungen weggehen, weil ich nur in einer umfaſſenderen Erzählung Raum genug gehabt hätte, um dem ihnen ferneſtehenden Leſer jene Menſchen bekannt, dieſe Verhältniſſe verſtändlich zu machen; weil die Hauptfigur nicht mit der vollen Deutlichkeit hervor-

treten konnte, wenn sie in dem engen Rahmen von zu vielen Nebenfiguren umgeben war, welche ihrerseits gleichfalls, um erkennbar zu sein, mit einer gewissen Sorgfalt hätten behandelt werden müssen.

Die Grundlage der nachstehenden Darstellung bildeten neben Strauß' Schriften und einigen gedruckten Mittheilungen über ihn in erster Reihe meine eigenen Erinnerungen. Diese erstreckten sich über den größeren Theil von Strauß' Leben; denn ich hatte ihn noch vor seinem Abgang von der Universität kennen gelernt, hatte ihn bald nachher zum Lehrer gehabt und mehrere Jahre mit ihm unter Einem Dache gelebt, und war von da an in einer Verbindung mit ihm geblieben, die immer von Zeit zu Zeit, je nachdem unsere Wohnorte es erlaubten, durch ein kürzeres oder längeres Wiedersehen aufgefrischt wurde. Dazu kamen mehr als zweihundert Briefe, welche vom Ende des Jahrs 1835 bis in die letzten Wochen vor dem Tod meines Freundes herabreichen. Wo diese Quellen mich im Stich ließen, was aber doch im ganzen nur selten der Fall war, wurde bei denen, welche in verschiedenen Zeitpunkten in seiner Nähe gewesen waren, Erkundigungen eingezogen. Eine höchst werthvolle Ergänzung meines eigenen Wissens gewährten mir endlich die von Strauß hinterlassenen Aufzeichnungen über sein Leben und die Gedichte, welche mir von seinen Kindern im Verlauf meiner Arbeit in

zuvorkommendſter Weiſe mitgetheilt wurden. Durch dieſe Hülfsmittel darf ich wohl hoffen über das, wovon ich hier ſpreche, hinreichend unterrichtet, und ſo viel auch dieſer Abriß an Vollſtändigkeit zu wünſchen übrig läßt, wenigſtens vor Irrthümern von irgend welcher Erheblichkeit bewahrt worden zu ſein.

Berlin, 1. Mai 1874.

Der Verfaſſer.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einleitung	1
Geburtsort und Eltern	4
Knabenzeit	8
Das Seminar Blaubeuren	9
Universitätsjahre: romantische Periode	12
Schleiermacher und Hegel	16
Vikariat; Repetentenstelle in Maulbronn	23
Berlin	25
Strauß als Repetent in Tübingen	29
Das Leben Jesu	31
Aufnahme desselben	39
Charakteristik des Verfassers	40
Schulamt in Ludwigsburg	43
Uebersiedlung nach Stuttgart; Streitschriften	45
Kleinere Arbeiten; Vergängliches und Bleibendes	48
Züricher Berufung	52
Tod der Eltern	53
Glaubenslehre	55
Abwendung von der Theologie	62
Heirath; Leben in Heilbronn	64
Julian; Schubart	67
Das Jahr 1848	68
München, Weimar und Köln	73
Biographie Märklin's	75
Nikodemus Frischlin	77

Seite

Strauß in Heidelberg 78
Ulrich von Hutten 80
Dichterbiographieen; Kleine Schriften 84
Rückkehr zur Theologie; Reimarus 85
Zweites Leben Jesu 86
Der Christus des Glaubens; die Halben und die Ganzen . . 93
Zweiter Aufenthalt in Heilbronn; Darmstadt 95
Voltaire 98
Briefe an Renan 99
Der alte und der neue Glaube 101
Aufnahme der Schrift; Nachwort 108
Krankheit und Tod 113
Begräbniß. Schluß 124

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
CALIFORNIA.

Der schwäbische Stamm hat sich an dem geistigen Leben unseres Volkes von jeher, doch am lebhaftesten während der letzten hundert Jahre betheiligt. Es ist aus ihm in diesem Zeitraum eine stattliche Reihe von Gelehrten und Künstlern, von Dichtern und Denkern hervorgegangen, deren Name und Einfluß die Grenzen ihrer engeren Heimath, nicht selten die des deutschen Sprachgebiets, weit überschritt. Aber nicht viele darunter sind an Begabung und geschichtlicher Bedeutung dem Manne zu vergleichen, von dessen Leben und Persönlichkeit diese Blätter ein Bild zu entwerfen versuchen. David Friedrich Strauß hat schon als junger Mann durch epochemachende theologische Werke eine Bewegung hervorgerufen, welche nicht blos innerhalb dieser Wissenschaft sich bis heute nicht gelegt, sondern auch auf die Philosophie und den allgemeinen Bildungszustand unserer Zeit in entscheidender Weise herübergewirkt hat. Er hat in der Folge die deutsche und außerdeutsche Literaturgeschichte mit einer ansehnlichen Zahl von geistvollen, gründlich und fein gearbeiteten Biographieen bereichert. Er hat in der zweiten

Bearbeitung des Lebens Jesu, unter grundsätzlicher Festhaltung seines früheren Standpunkts, aus der dreißigjährigen Arbeit der deutschen Evangelienkritik, zu der er selbst den Anstoß gegeben hatte, das Endergebniß gezogen. Er hat in seiner letzten Schrift, die so großes Aufsehen erregte, nicht allein seine früheren kritischen Arbeiten zu einem in seiner Art unübertrefflichen Kunstwerk zusammengefaßt, sondern er hat es auch gewagt, im ausgesprochenen Gegensatz zu dem, was den meisten für unantastbare Wahrheit gilt, die Grundlinien einer neuen, der heutigen Natur- und Geschichtskenntniß, dem heutigen Stande des Denkens entsprechenderen Lebens- und Weltanschauung zu ziehen; und er hat damit jedenfalls — wie man auch über die Haltbarkeit seiner Ansichten urtheilen möge — Fragen aufgeworfen, Gedanken ausgesprochen, Aufgaben gestellt, die einer tiefer dringenden Forschung noch lange die Anregung und den Stoff zu ernstem Nachdenken bieten werden. Aber er hat noch mehr gethan als dieses. Er hat der Welt das lebendige Beispiel eines Mannes gegeben, der von unauslöschlichem Wahrheitsdurst getrieben, nie aufhört zu suchen und zu streben, dessen Entwicklung nie stille steht, nie in der Bequemlichkeit des Besitzes und Genusses erlischt; den keine Auktorität abhält, zu prüfen und zu fragen und das, was er gefunden hat, unumwunden, ohne Furcht und ohne Rücksichten, auszusprechen; der es als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtet, Vorurtheile zu zerstören, den Schlagwörtern der Zeit und

der Partheien ihre Schwäche nachzuweiſen, von den Worten zu den Sachen, von unbeſtimmten Vorſtellungen zu deutlichen Begriffen und ſicheren Beobachtungen zurückzurufen; zugleich aber eines Mannes, dem es mehr noch um Geiſtesbildung als um Wiſſen, und bei der ausgebreitetſten Gelehrſamkeit, dem umfaſſendſten Intereſſe für die Natur und die Menſchheit, doch vor allem um Einheit mit ſich ſelbſt, um das Gleichmaß und die Vollendung ſeines inneren Lebens, um die reine, ungeſtörte, allſeitige Entfaltung ſeiner geiſtigen Individualität zu thun iſt. Dieß war es auch, worauf die Anziehungskraft und der Erfolg von Strauß' Schriften nicht zum geringſten Theile beruhte. Man hatte es bei ihm nie blos mit dem Gelehrten, mit dem Denker, mit dem Meiſter in Darſtellung und Sprache, ſondern immer zugleich mit dem Menſchen zu thun; man fand ſich ſelbſt in ſeinen ſtrengwiſſenſchaftlichen Arbeiten, noch viel mehr aber in den populäreren Schriften, einer eigenartigen reichgebildeten Perſönlichkeit gegenübergeſtellt, in eine innere Zwieſprache mit ihr hineingezogen, man war immer angeregt und unterhalten, immer in der beſten Geſellſchaft, und dieſem Reiz eines perſönlichen Verkehrs mit dem geiſtreichen und liebenswürdigen Schriftſteller vermochten gebildete Menſchen auch dann nur ſchwer zu widerſtehen, wenn ſie vor dem zweiſchneidigen Kritiker flohen und vor dem Ketzer ein Kreuz ſchlugen. Eben deßhalb ſtehen aber auch ſeine Schriften, mögen ſie ſich anſcheinend noch ſo ſehr als objektive

Kunstwerke von der Person ihres Verfassers abgelöst haben, doch zu derselben fortwährend in einer so engen Beziehung, daß manches darin nicht vollkommen verstanden und genossen werden kann, wenn man nicht mit jener bis zu einem gewissen Grade bekannt ist.

Strauß wurde den 27. Januar 1808 in Ludwigsburg geboren, derselben Stadt, in der seine Freunde Justinus Kerner, Eduard Mörike und Friedrich Vischer zur Welt kamen; und er hat dieser seiner Vaterstadt sein Leben lang eine treue Anhänglichkeit bewahrt. Sie gewährte ihm wirklich auch vieles, was den Knaben an sie fesseln und den Mann noch aus der Fremde dankbar und sehnsüchtig an sie zurückdenken lassen konnte. Nicht allein das elterliche Haus und den Garten, die frische Luft und die prächtigen Spielplätze in den weiten Straßen und Alleen des geräuschlosen Ortes und des Schloßparks; sondern auch die behagliche Beschränktheit bürgerlicher Verhältnisse, in der die Entwicklung des Körpers und des Geistes während der ersten Lebensperiode in der Regel ungleich gesunder und besser gedeiht, als unter dem Lärm und den Zerstreuungen einer Großstadt. Dazu eine Schule, die nach damaligen Verhältnissen den Ansprüchen an den Gymnasialunterricht bis zum vierzehnten Jahre genügte; und da Ludwigsburg nicht nur die Hauptgarnisonsstadt des Landes, sondern auch seit seiner Gründung neben dem nahen Stuttgart die Residenz seiner Fürsten war, so viel Zusammenhang mit dem öffentlichen Leben, so viel

unmittelbare Theilnahme an den Ueberlieferungen über Karl Alexander (dem im Ludwigsburger Schlosse der Teufel den Hals umgedreht haben sollte) und „Herzog Karl", über Schubart und Schiller und die andern Persönlichkeiten der neueren würtembergischen Geschichte, so viel Anschauung der Bewegungen, welche die große Zeit der napoleonischen Kriege und dann die würtembergischen Verfassungskämpfe mit sich brachten, daß der Blick des Knaben doch nicht zu sehr an das Enge und Kleine gebannt blieb. Die Verhältnisse, aus denen Strauß hervorgieng und in denen er aufwuchs, waren im allgemeinen die des höheren Bürgerstandes, so wie dieser in jener Zeit in einer vom Weltverkehr seitab liegenden süddeutschen Kleinstadt beschaffen zu sein pflegte. Aber wie er von seinen Eltern eine eigenartig angelegte Individualität geerbt hatte, so fehlte es auch im elterlichen Hause nicht an Eindrücken und Einflüssen, die ihre Entwicklung in eigenthümlicher Weise bestimmten. Der Vater war ein auf den Kleinhandel beschränkter Kaufmann, dessen äußere Lage eine ganz gute gewesen wäre, wenn er nicht in der Folge durch die Ungunst der Umstände und durch eigene Mißgriffe Verluste erfahren hätte, unter denen der Wohlstand der Familie und die Stimmung im Hause empfindlich zu leiden hatte. Bei schönen Gaben und guter Schulbildung würde er sich wahrscheinlich in einem gelehrten Berufe wohler befunden haben, als in dem gewerblichen. Er las neben den neueren Dichtern auch

ſeinen Horaz, Ovid und Virgil in der Urſprache, und ſetzte ſich wohl, wenn er über Land gieng, mit einem von dieſen Klaſſikern in der Hand allein in den Wirthsgarten; er hatte, wie ſein Sohn von ihm rühmt, zu ſchriftlichen Ausarbeitungen jeder Art ein angeborenes Geſchick, war auch nicht ohne Talent für Poeſie, widmete der Obſtzucht und Bienenzucht mehr Zeit, als für ſein Geſchäft gut war, und vertiefte ſich dazwiſchen in den Myſticismus des Stilling'ſchen „Grauen Mannes". Er war mit Einem Wort eine überwiegend beſchauliche, geiſtigen Intereſſen zugewandte Natur; gutherzig, aber von einem reizbaren, raſch und heftig aufbrauſenden Temperament, und in dem Geſchäftsverkehr des kleinen Kaufmanns, an dem er ohnedem keine Freude hatte, nicht immer ſo höflich gegen die Kunden, wie es dieſe von andern gewohnt waren. Eine in ihrer Art ausgezeichnete Frau war Strauß' Mutter, die er ſelbſt uns in einem reizenden kleinen Lebensbild (Kl. Schr. N. F. 233 ff.) mit vieler Liebe geſchildert hat. Von kleinem und zartem Wuchſe, einfachem, ſchlichtem, genügſamem Weſen, kerngeſund in ihrem Urtheil und Gefühl, heiter, freundlich, voll guten Humors; mit lebhafter Empfänglichkeit für Naturſchönheit, für alles naive und volksthümliche begabt, aber auch höheren geiſtigen Intereſſen nicht verſchloſſen; in Sachen der Religion ebenſo entſchieden auf das praktiſche, faßliche und rationale gerichtet, wie ihr Mann auf Dogmenglauben und Myſtik; eine tüchtige Hausfrau, eine liebreiche, verſtändige, und

wenn es sein mußte, wohl auch strenge Mutter, in schwierigen Lagen eine treue und kluge Beratherin ihres nicht ganz leicht zu behandelnden Gatten, war sie der gute Geist ihres Hauses, und ihr bekennt auch der dankbare Sohn das beste zu verdanken, was in ihm war. Von ihr hatte er nicht blos das längliche, feingeschnitte, beim ersten Anblick ansprechende und gewinnende Gesicht geerbt, das von einer schöngewölbten Stirne und großen, geistig durchleuchteten dunkeln Augen beherrscht war: auch in seiner geistigen Physiognomie ließ das Bild seiner Mutter sich nicht verkennen. Der helle Geist, die Freude am Lernen, das eiserne Gedächtniß, das er an ihr hervorhebt, ist nicht das einzige, worin er ihr glich: auch die Feinheit der Empfindung, den heiteren, freien Humor, den Sinn für das Einfache und Natürliche, die Fähigkeit, in die Vorstellungsweise des Volkes, der Kinder, der Ungelehrten liebevoll einzugehen, die verständige Lebensauffassung, den realistischen Zug seiner Natur hat er mit ihr getheilt. Daneben fehlt aber die Beimischung der väterlichen Eigenschaften gleichfalls nicht. Das heftige Temperament, der durchgreifende Wille des Vaters war auch auf ihn übergegangen; die Fertigkeit in schriftlichen Darstellungen, die er jenem nachrühmt, wurde bei ihm zur vollendeten Kunst, die literarischen und ästhetischen Neigungen zum umfassenden Studium und zum feinsinnigen Verständniß der Literatur, der Poesie, der bildenden Künste, selbst der Musik, der er von Hause aus

eine geringere natürliche Begabung entgegenbrachte. Wenn der Vater bisweilen einen gelungenen Vers machte, so liegt uns von dem Sohne nicht blos eine Sammlung reizender kleiner Gedichte vor, von denen uns einige Proben noch begegnen werden, sondern er hat überhaupt (wie er selbst in einer seiner Aufzeichnungen bemerkt) nichts, weder großes noch kleines, geschrieben, wobei ihm der Poet in ihm nicht zu statten gekommen wäre. Wenn jenen seine natürliche Anlage zu einer gelehrten Laufbahn geführt hätte, so hat dieser in der Wissenschaft seine Lebensaufgabe und seinen geschichtlichen Beruf gefunden. Selbst der mystische Hang des Vaters blieb ihm, wie wir finden werden, nicht fremd; nur daß für ihn das ein bloßer Durchgangspunkt war, worüber jener, durch Naturanlage und Bildungsgang weniger begünstigt, nicht hinauskam.

Strauß war das dritte Kind seiner Eltern: die beiden älteren, ein Mädchen und ein Knabe, waren schon vor seiner Geburt wieder gestorben. Dem letzteren war er in Wesen und Aussehen sehr ähnlich, und auch der Name desselben, Fritz, gieng auf ihn über; er selbst jedoch schrieb sich später immer mit seinem vollen Taufnamen, David Friedrich. Von zwei jüngeren Brüdern blieb nur der eine, im Alter ihm nahestehend, am Leben; er war später Fabrikant in Köln und erlag 1863 einem langwierigen Herzleiden; dem Andenken desselben hat sein Bruder (Kl. Schr. N. F. 341 f.) eine Gedächtnißrede gewidmet,

welche die Tüchtigkeit seines Wesens, die Freiheit seines Geistes, sein ernstes Interesse an den tiefsten Aufgaben der Forschung, seine Seelenstärke unter schweren Leiden warm und beredt schildert. Unser Strauß war, wie uns sein Schulkamerad Vischer erzählt *), ein zartgebautes etwas schwächliches Kind, und wurde dadurch von den wilderen Knabenspielen ausgeschlossen, während schon frühe in den friedlicheren und sinnigeren Unterhaltungen seine geistige Lebendigkeit und poetische Erfindungskraft zum Vorschein kam. In der Schule verrieth sich, wie der gleiche Gewährsmann bemerkt, an der leichten Fassungskraft, dem soliden Gedächtniß, dem gewissenhaften Fleiße die Bestimmung zum Gelehrten; es war daher sicher geflunkert, wenn späterhin einer seiner damaligen Lehrer, der den Ruhm seines Schülers noch erlebte, für sich das Verdienst in Anspruch nahm, durch reichliche Züchtigungen den Grund zu demselben gelegt zu haben.

In seinem vierzehnten Jahre, im Herbst 1821, kam Strauß in das niedere evangelische Seminar zu Blaubeuren; eine von den Schulen, welche in Würtemberg im sechzehnten Jahrhundert zur Heranbildung künftiger Theologen in früheren Klöstern errichtet wurden, und

*) Krit. Gänge I, 84 in dem schon 1838 verfaßten Aufsatz: Strauß und die Würtemberger, der jetzt ein neues Interesse gewonnen hat.

daher heute noch Klöſter genannt werden. Es ſind deren vier, und nach der damaligen, neuerdings abgeänderten Einrichtung brachten die jungen Leute die vier Jahre bis zu ihrem Uebergang auf die Univerſität in demſelben „Kloſter" zu, in das ſie mit 14 Jahren eingetreten waren. In Einem Gebäude zuſammenwohnend, in ihren Arbeiten und ihrem Verhalten ſorgfältig überwacht, erhalten ſie den Unterricht in den üblichen Gymnaſialfächern von dem Ephorus des Seminars, zwei Profeſſoren und zwei jüngeren Männern, die unter dem Namen von Repetenten die unmittelbare Aufſicht über die Zöglinge zu führen haben. Von dem Leben und Treiben in dem Seminar Blaubeuren hat Strauß ſelbſt in ſeiner Biographie Märklin's eine lebendige Schilderung gegeben. Es hatte ſich für ihn glücklich getroffen, daß er gerade dieſem Jahrgang und dieſer Anſtalt zufiel. Neben den ſchönen Umgebungen des kleinen, am Südabhang der ſchwäbiſchen Alb, zwei Meilen von Ulm, im Blauthal gelegenen Städtchens hielt auch die gaſtfreie Freundlichkeit ſeiner Bewohner die Seminariſten für die Entfernung von der Heimath und den Zwang der noch halb klöſterlichen Hausordnung bis zu einem gewiſſen Grad ſchadlos; die Hauptſache war aber, daß ſich unter den 50 jungen Leuten, welche ſich hier für einen ſo langen und entſcheidenden Lebensabſchnitt zuſammengefunden hatten, eine ungewöhnliche Anzahl von fähigen, zum Theil hervorragend befähigten Köpfen, von aufgeweckten, witzigen und ſtreb-

ſamen Perſönlichkeiten befand*), und daß die wichtigſten Unterrichtsfächer in die Hand von zwei Männern gelegt waren, die ſich ſo glücklich ergänzten, und jeder in ſeiner Art ihrer Aufgabe in ſolchem Maße gewachſen waren, wie die beiden damals noch im erſten Mannesalter ſtehenden Profeſſoren Kern und Baur; beide giengen in der Folge bald nach Strauß' Abgang von Blaubeuren in die theologiſche Facultät zu Tübingen über, wo er ſie wieder zu Lehrern hatte, und von dem einen von ihnen, dem berühmten Begründer der „Tübinger Schule", die nachhaltigſten Anregungen empfieng. Vorerſt war es die klaſſiſche Literatur und die alte Geſchichte, in deren Geiſt die empfänglichen unter den Zöglingen von ihren Lehrern eingeführt, an deren Hand die Liebe zum Idealen, das Streben nach Wahrheit, der Sinn für Schönheit, Größe und Humanität in ihnen geweckt und genährt wurde; und Strauß gehörte zu denen, in welchen dieſe Ausſaat die reichſten Früchte getragen hat. Die vier Jahre in Blaubeuren waren überhaupt für ſeine Entwicklung von der höchſten Bedeutung. Als er dort eintrat, war er ein ſcheuer, von dem lärmenden Treiben ſeiner Kameraden verſchüchterter Knabe, der in den erſten Wochen ſtark am Heimweh litt. Als er im Herbſt 1825 durch ſeinen Eintritt in das evangeliſch-theologiſche Seminar zu Tübingen

*) Man vgl. die von Strauß ſelbſt Märklin 21 ff. gegebenen Namen und Charakteriſtiken.

auf die Universität übergieng, war er zu einem Jüngling herangereift, der Altersgenossen und Lehrern, bei all seiner Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, doch zugleich unverkennbar Achtung einflößte; und wenn man zunächst allerdings, wie Vischer sagt, in der stolz aufgeschossenen Jünglingsgestalt mit den altdeutschen Haaren und dem Johanneskopfe den künftigen Kritiker nicht vermuthet hätte, so würde doch vielleicht ein tieferer Menschenkenner die Anlage zu demselben in dem Ernst der wissenschaftlichen Arbeit, der Selbständigkeit des Urtheils, der geistigen Originalität, dem entschiedenen Wesen erkannt haben, wodurch er sich schon während seiner Studienzeit auszeichnete.

In Tübingen sollten nun nach der damals für die Zöglinge des evangelischen Seminars bestehenden Studienordnung zwei volle Jahre philosophischen, auch philologischen und historischen, drei weitere theologischen Studien gewidmet werden. Hier hatten aber freilich Strauß und seine Freunde, zunächst in der Philosophie, mit ihren Lehrern nicht das gleiche Glück, das sie in Blaubeuren gehabt hatten. Er selbst erzählt uns in seinem Märklin (S. 31 ff.), wie sie unter der Dürre des Unterrichts litten, der ihnen ertheilt wurde. Was insbesondere die Philosophie, den Hauptgegenstand ihrer jetzigen Studien, anbelangt, so sahen sie sich hier ganz überwiegend auf sich selbst angewiesen; und da war es denn zunächst Schelling, welcher Strauß, wie die meisten, am stärksten

anzog und am lebhafteſten begeiſterte. Ihm lag dieſe Richtung um ſo näher, da gleichzeitig auch die Zwillingsſchweſter der Schelling'ſchen Naturphiloſophie, die romantiſche Poeſie, mit allen ihren Zaubern auf ihn wirkte. Von dem Lärm des gewöhnlichen Studentenlebens abgeſtoßen, gegen ſeine Illuſionen kühl und ironiſch, hatte er ſich an einen kleinen Kreis von dichteriſch begabten und geſtimmten Freunden angeſchloſſen; Spätlinge der Romantik, die mit jugendlichem Enthuſiasmus für Novalis und Tieck ſchwärmten, die Platten und Gemeinen verſpotteten, und ſich eine eigene, allen anderen unverſtändliche und unbekannte, wunderliche Mythologie erſannen; deren Beſtrebungen wir aber doch nicht geringſchätzen werden, nachdem aus ihnen ſo köſtliche Früchte, wie M ö r i k e's Dichtungen, hervorgegangen ſind. Gerade mit Mörike blieb auch Strauß ſelbſt bis zu ſeinem Tode nahe verbunden; und er ſchätzte in ihm den liebenswürdigen, vom geiſtreichſten Humor überfließenden Menſchen nicht weniger, als den Dichter, deſſen Liedern an Reinheit der poetiſchen Stimmung, Zartheit der Empfindung und Schönheit der Sprache in dem ganzen Gebiete der deutſchen Dichtung ſich nicht allzuviele vergleichen laſſen. Damals nun vollends, in ſeinen erſten Univerſitätsjahren, überließ er ſich mit vollen Segeln dem Zug der Romantik. Auch an den dichteriſchen Verſuchen ſeiner Freunde betheiligte er ſich mit Glück; und wenn nicht die übrigen Kräfte ſeiner Natur über die

dichterische Begabung das Uebergewicht gehabt und ihn verhindert hätten, aus der Poesie mehr, als ein schmückendes Beiwerk seines Lebens und einen durch andere Elemente gebundenen Bestandtheil seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu machen, würde er sich ohne Zweifel auch als Dichter einen geachteten Namen erworben haben*).

*) Ich habe der Gedichte bereits erwähnt, welche Strauß handschriftlich hinterlassen hat. Von denen aus seiner letzten Krankheit werden unten einige mitgetheilt werden. Um aber auch aus der früheren Zeit seines Lebens für das oben ausgesprochene Urtheil einen Beleg zu geben, lasse ich hier ein Lied folgen, das sich in seiner melodischen Einfachheit meinem Gefühl nach dem vollendetsten anreiht, was wir in dieser Gattung besitzen, während es uns zugleich in Strauß' gemüthliche Beziehungen zu Vater und Vaterhaus und in seine zarte Naturempfindung einen Blick eröffnet.

Linde.

O Lindenduft, o Lindenbaum,
Ihr mahnt mich wie ein Kindheitstraum,
Wo ich euch immer finde.
Die Linden lieb' ich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde.

Im Sommer, wann die Linden blüh'n,
Wie da die Bienchen sich bemüh'n
Und saugen so geschwinde.
Mein Vater liebte Bienen sehr,
Drum ist mir noch vom Vater her
Ein heil'ger Baum die Linde.

Im Lindenschatten schmeckt der Wein
Und schmeckt ein Küßchen doppelt fein

Bald wurde er aber von der Romantik noch weiter, in einen myſtiſchen Glauben und Ueberglauben geführt, von dem man vielleicht bezweifeln würde, daß er ihn jemals in dieſem Grade getheilt hat, wenn nicht er ſelbſt uns darüber ſchon längſt in ſeiner bekannten anmuthigen Schilderung Juſtinus Kerner's *) unterrichtet hätte. Er erzählt uns dort, wie er beim Beginn ſeiner Univerſitätsjahre Kant keinen Geſchmack abzugewinnen vermochte und ſeine Probleme nicht begriff, dafür aber ſich Schelling's intellektueller Anſchauung und zugleich auch Jacobi's Gefühlsphiloſophie in die Arme warf; wie er bald Jakob Böhme noch über Schelling ſtellte und an ſeine Ausſprüche ebenſo feſt glaubte, als er bis dahin an die Bibel geglaubt hatte, ja noch eine tiefere und unmittelbarere Offenbarung in ihnen verehrte, als in jener; wie er mit drei Freunden zu einer Wahrſagerin reiſte, und unterwegs die Bekanntſchaft eines Schäfers machte, der an einem aus der Geſellſchaft eine Wunderkur verrichtete; wie er ſich in Kerner's Geſchichte zweier Somnambülen vertiefte, in der Folge (es ſcheint in den Oſterferien 1827 geweſen zu ſein) den merkwürdigen Mann ſelbſt in ſeinem reizenden Sitze zu Weinsberg aufſuchte, und außer

---

Von einem ſchönen Kinde.
Dem Vater bring' ich dieſes Glas,
Der auch nicht gerne trocken ſaß
Im Schatten einer Linde.

*) Zwei friedliche Blätter. Altona 1839. S. 10 ff.

ihm auch mit der anziehenden und gemüthvollen Frau, die Kerner ſpäter als die „Seherin von Prevorſt“ der Welt bekannt gemacht hat, in freundſchaftliche Verbindung trat. Man möchte fragen, wie aus dem myſtiſchen Schwärmer jener Tage in wenigen Jahren der ſchneidend ſcharfe unbarmherzige Kritiker werden konnte, als den Strauß im Leben Jeſu ſich uns zeigt. Wer aber mit der Geſchichte des religiöſen Geiſtes näher bekannt iſt, der weiß, daß ſchon ſehr oft die Myſtik ſowohl Einzelnen als ganzen Zeiten den Uebergang vom gewohnheitsmäßigen Auktoritätsglauben zur ſelbſtändigen Prüfung des Ueberlieferten vermittelt hat; und wer in das Weſen desſelben tiefer eingedrungen iſt, der wird auch in dieſer uns ſo fremdartig anſprechenden Form nur eine von den Verpuppungen erkennen, in welche das Denken ſich flüchtet, ehe ihm zum freieren Aufſchwung die Flügel gewachſen ſind.

Aber um zu dieſer Selbſtändigkeit zu gelangen, bedurfte Strauß eines Führers, und dieſen fand er zunächſt an Schleiermacher. Seinem befreienden Einfluß hatte er es zu verdanken, daß er nicht länger, als ihm gut war, in dem Zwielicht der romantiſchen Zaubernacht, in den dunkeln Tiefen der Theoſophie und bei den verlockenden Traumgeſtalten des Somnambulismus verweilte. Und gerade Schleiermacher war in jener Zeit mehr als jeder andere dazu geeignet, ihm dieſen Dienſt zu leiſten. Als Philoſoph bot er mit ſeinem Pantheismus dem Schellin-

gianer, als Theolog mit seinem christlichen Bewußtsein dem Religiösen und seiner Mystik, als Schriftsteller durch die ästhetische Form seiner Reden und Monologe dem Romantiker in vertrauenerweckender Weise die Hand; während er gleichzeitig mit der Schärfe seiner Dialektik einen nach dem andern von den Fäden zerschnitt, welche den Geist seines Schülers bis dahin bei unbewiesenen Voraussetzungen und unklaren Anschauungen festgehalten hatten. „Ein Stück reflektirender Vermittlung um das andere (sagt Strauß a. a. O.) schob sich unvermerkt in unser Bewußtsein ein, und ehe wir's uns versahen, standen wir auf einem ganz neuen geistigen Boden, von welchem aus uns das alte Zauberland des Hellsehens, der Magie und Sympathie, wenn wir auf dasselbe zurückblickten, wie auf den Kopf gestellt erscheinen mußte"; und in einem handschriftlich erhaltenen Rückblick auf seine Entwicklung bemerkt er: erst jetzt, als er die Gabe des dialektischen Denkens in sich entdeckte, sei der rechte Zug, ja eigentliche Leidenschaft in sein Studium gekommen; erst von dieser Zeit an habe er wirklich gelernt, von jetzt an aber auch reißend schnelle Fortschritte gemacht.

Ein Beweis von dieser Veränderung seines Standpunkts und ein Absagebrief für seinen bisherigen Glauben an die Wunder des Somnambulismus ist eine Kritik der verschiedenen Ansichten über Kerner's inzwischen erschienene „Seherin von Prevorst", welche Strauß 1830

für den „Hesperus“ verfaßte*); doch räumt er in thatsächlicher Beziehung jenem Glauben noch immer mehr ein, als er später wohl gethan hätte. Sein freundschaftliches Verhältniß zu Kerner wurde aber dadurch nur ganz vorübergehend gestört, und auch später, als Strauß seine Kritik gegen viel wichtigere Glaubensartikel kehrte, that dieß der Freundschaft beider Männer keinen Eintrag, und so lange er in Heilbronn lebte, stand er mit dem wundergläubigen Nachbar in Weinsberg und seinem Hause im heitersten und wärmsten Verkehr. Wo der Glaube so naiv und im Bunde mit so vieler Vortrefflichkeit auftrat, wie bei Kerner, da fiel es Strauß nicht schwer, ihn zu dulden; und andererseits war dieser von einer so weit- und warmherzigen Humanität, es fehlte ihm an jeder Anlage zum Fanatiker so gänzlich, er war bei allem Gegensatz zu Strauß' Ansichten seines innern Kernes so sicher, und er selbst trug, ohne es zu wissen, in dem Humor, mit dem er die Welt ansah und mit ihr spielte, eine so starke skeptische Ader in sich, daß uns die Aufrichtigkeit und Innigkeit dieser Freundschaft zwischen dem Uebergläubigen und dem vermeintlich Ungläubigen doch nicht

*) Sie findet sich jetzt in seinen „Charakteristiken und Kritiken“ S. 390 ff. Diese Kritik und eine Predigt, die Strauß als Mitglied des Tübinger Seminars bei der Säkularfeier der Uebergabe der Augsburger Confession den 25. Juni 1830 hielt, werden das erste sein, was von ihm gedruckt wurde. Die letztere steht in der von der Tübinger theol. Facultät herausgegebenen Beschreibung jener Feier.

zu sehr überraschen kann. Strauß selbst hat ihr schon frühe in dem obenerwähnten Artikel der Hallischen Jahrbücher und nach Kerner's Tod in dem Nekrolog einen Ausdruck gegeben, der aus dem Schwäbischen Merkur in die Kleinen Schriften (N. F. 298 ff.) übergieng.

Es war aber nicht blos dieser Eine Ausschnitt aus seinem bisherigen Vorstellungskreis, um den es sich für Strauß beim Bruch mit der Romantik handelte, sondern nachdem einmal die Krisis in seinem Denken in Gang gebracht war, mußte sie alles ergreifen, was sich von ungeprüften Glaubenssätzen und unwissenschaftlichen Annahmen in seinem Geiste angesammelt hatte. Strauß und seine Freunde waren inzwischen zum Studium der Theologie vorgerückt. Für dieses Studium sahen sie sich aber nicht in demselben Maße, wie bei der Philosophie, blos auf ihren Privatfleiß und auf Bücher angewiesen; sondern auch der akademische Unterricht gewährte ihnen hier ungleich mehr, als dort. Als sich Strauß ein Jahr auf der Universität befand, waren seine Blaubeurer Lehrer, Kern und Baur, als Professoren der Theologie ebendahin versetzt worden; und wenn das Verdienst des ersteren auf diesem Gebiete sich im wesentlichen auf die geschickte Gruppirung, die klare und übersichtliche Darstellung und die billige Beurtheilung fremder Ansichten, ohne Schärfe und Entschiedenheit der eigenen, beschränkte, so war mit Baur ein neuer Geist in die theologische Facultät eingezogen, der mit der Zeit den bis dahin in

ihr herrſchenden Supranaturalismus zurückdrängen und an die Stelle der alten eine neue „Tübinger Schule“ ſetzen ſollte: der Geiſt der hiſtoriſchen Kritik. Den allgemeineren wiſſenſchaftlichen Untergrund dieſer Kritik bildete aber auch bei Baur, damals noch ungetheilt, die Schleiermacher'ſche Religionsphiloſophie und Dogmatik, zu der erſt ſpäter, nach Strauß' Studienzeit, der Einfluß des Hegel'ſchen Syſtems hinzutrat *). Gerade Baur war nun unter Strauß' theologiſchen Lehrern der einzige, von dem er eine tiefere Einwirkung erfuhr. Von den drei übrigen Mitgliedern der Facultät wurde Kern zwar mit Nutzen gehört, aber die Schwäche und Unſicherheit ſeines theologiſchen Standpunkts konnte ſich einem Strauß nicht lange verbergen; bei Steudel, dem Senior der Facultät, einem perſönlich höchſt achtungswerthen, ja vortrefflichen Manne, hielt er es nicht über vier Wochen in der Vorleſung aus, und wer die mühſeligen Verſchrobenheiten ſeines Supranaturalismus, die Quälerei ſeines zermarterten Vortrags noch aus eigener Anſchauung kennen gelernt hat, oder ſie ſich von Strauß (im Märklin S. 38 f.) hat ſchildern laſſen, wird ihn nicht darum ſchelten; Schmid endlich vermochte ihn erſt gegen das Ende ſeiner Studienzeit durch die Leitung der Predigtübungen anzuziehen. Schleiermacher war es daher, welcher auf Strauß auch

*) Man vgl. darüber meine „Vorträge und Abhandl.“ S. 381 ff., 389 ff.

durch Vermittlung seiner Lehrer beim Beginn der eigentlich theologischen Studien den stärksten Einfluß ausübte; und es ist eine für die ganze weitere Entwicklung der protestantischen Theologie nicht unwichtige Thatsache, daß er sowohl, als Baur, daß also die beiden Begründer der neuen, von Schwaben ausgehenden Richtung der theologischen Forschung durch Schleiermacher's Schule hindurchgiengen, ehe sie in der Hegel'schen ihren Schwerpunkt fanden. Während sich in Norddeutschland die Schleiermacher'sche und die Hegel'sche Theologie in gesonderten, streng gegen einander abgeschlossenen Betten zu halten pflegten, giengen sie hier von Anfang an in Eine Strömung zusammen, sie befruchteten und ergänzten sich gegenseitig: von Schleiermacher lernte man die Religion in ihrer Eigenthümlichkeit verstehen, die theologischen Vorstellungen in ihrer geschichtlichen Bestimmtheit auffassen, zergliedern und prüfen; von Hegel fand man sich durch seinen auf's Ganze gerichteten Blick, durch die Strenge seiner dialektischen Entwicklung, durch die lockende Aussicht gefesselt, alle Dinge aus ihrem innersten Grunde zu begreifen, in allem Sein und Geschehen die einheitliche, mit dialektischer Nothwendigkeit sich vollziehende Offenbarung der Idee zu erkennen. Strauß konnte sich der Anziehungskraft dieses Systems um so weniger entziehen, da es nur die folgerichtige Fortbildung dessen war, dem er bisher gehuldigt hatte, des Schelling'schen. Von den Tübinger Kathedern war damals freilich über Hegel noch nicht viel

zu erfahren; aber wie ſich Strauß und ſeine Freunde ſchon früher in der Philoſophie ihren Weg ſelbſt geſucht hatten, ſo machten ſie es auch jetzt. In ſeinem letzten Studienjahr las Strauß mit Märklin und einigen andern erſt Kant's Prolegomenen, die nun mit andern Augen angeſehen wurden, als früher, dann Hegel's Phänomenologie, dasjenige von den Werken dieſes Philoſophen, welches allerdings vorzugsweiſe geeignet war, den Uebergang von Schelling zu Hegel's ſpäterem ſelbſtändigem Syſtem, den ſein Verfaſſer in demſelben vollzogen hat, auch dem Leſer zu vermitteln. Den Eindruck, den er von dieſem Werke erfuhr, hat er noch im „Märklin" (S. 54) lebhaft geſchildert. Dagegen wollte Marheineke's Dogmatik ſchon damals den jungen Philoſophen nicht munden: ſie waren in der Klarheit des Denkens doch ſchon zu weit gefördert, und hatten ihren Schleiermacher zu gründlich ſtudirt, als daß ſie den ſcholaſtiſchen Formalismus dieſer ſpekulativen Orthodoxie, welche Hegel ſelbſt freilich zu empfehlen und in welcher die norddeutſchen Hegelianer eine tiefe Weisheit zu ſehen pflegten, noch zu ertragen vermocht hätten. Mit Schleiermacher's Schriften wirkte aber auch Baur's Unterricht zuſammen, um die Tübinger Hegelianer zu einem kritiſcheren Verhalten gegen die überlieferte Theologie zu beſtimmen, als dieß ſonſt, bis auf Strauß' epochemachendes Auftreten, in der Schule üblich war. Denn ſo wenig dieſer Theolog in jener Zeit ſchon die gleiche Freiheit der Kritik und die gleiche Weite des ge-

ſchichtlichen Blickes gewonnen hatte, wie ſpäter*), ſo vieles boten doch auch damals die Vorleſungen, welche Strauß über Kirchengeſchichte, Dogmengeſchichte, Symbolik, Apoſtelgeſchichte und Korintherbriefe bei ihm hörte, nicht blos, wie ſich von ſelbſt verſteht, an gelehrten Kenntniſſen, ſondern auch an wiſſenſchaftlich anregenden und geiſtig befreienden Gedanken**); und wenn der Lehrer mit ſeinen eigenen Anſichten noch nicht zum Abſchluß gekommen war, mochte er fähigen und ſchon längſt mit ihm vertrauten Schülern vielleicht nur um ſo mehr den Einblick in die geiſtige Arbeit eines bedeutenden und gediegenen wiſſenſchaftlichen Charakters eröffnen.

Im Herbſt 1830 beſchloß Strauß ſein theologiſches Studium mit einer glänzenden Prüfung; auch zwei akademiſche Preiſe, für Predigt und Katecheſe, hatte er gleichzeitig erhalten. Er ſollte ſich nun zunächſt im praktiſchen Kirchendienſt üben, und wurde zu dieſem Behufe, der würtembergiſchen Einrichtung gemäß, Vikar bei einem Prediger auf dem Lande, dem Pfarrer Zahn in Kleiningersheim, einem kränklichen, aber noch jungen Manne. Die Geſchäfte dieſes Amtes waren bei der Kleinheit der Gemeinde nicht ſo erheblich, daß ſie nicht zu eifriger Fortſetzung der theologiſchen und philoſophiſchen Studien ausreichende Muße gelaſſen hätten; der neue Wohnort, auf

*) Vgl. Strauß, Märklin S. 39 f. 51.

**) Das nähere hierüber geben meine Vortr. u. Abhandl. S. 412 ff.

einer Höhe über dem Neckar malerisch gelegen, hatte außer der frischen Luft und der schönen Aussicht und dem freundlichen Verkehr mit zahlreichen leicht zu erreichenden Nachbarn noch den weiteren Vorzug, daß er kaum eine Meile von Ludwigsburg entfernt war und häufige Besuche des elterlichen Hauses erlaubte. Hier war das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn seit dem Heranwachsen des letzteren immer inniger geworden. Er war ihr Stolz und ihr Trost, und der Vertraute der Sorgen, die viele Jahre lang schwer auf ihr lasteten. Auch die Wendung, welche seine theologischen Ueberzeugungen in der letzten Zeit genommen hatten, konnte ihr bei dem praktisch-verständigen Geiste, in dem sie die Religion auffaßte, unmöglich mißfallen. Anders verhielt es sich in dieser Beziehung mit dem Vater; doch scheint dieser Umstand damals noch keine Störung zwischen den beiden herbeigeführt zu haben, so weit auch ihre Ansichten bereits auseinander giengen.

In seiner Dorfgemeinde war Strauß als Prediger sehr beliebt; wie er dieß auch nachher als Repetent in Tübingen, bei Leuten aus dem Volke nicht minder als bei den höher gebildeten, gewesen ist. Seine Vorträge zeichneten sich auch wirklich bei aller Gediegenheit ihres Inhalts durch eine musterhafte Popularität aus: er brachte die Spekulation und die Kritik nicht dahin, wo sie nicht hingehört, hielt sich an den praktisch-religiösen Gehalt der biblischen Lehren und Erzählungen, und be-

handelte dieſen, in der Wirkung auf die Zuhörer durch eine helle, anſprechende Stimme unterſtützt, in der ſchlichteſten Form, klar und lebendig. Das gleiche gilt von ſeiner Katecheſe, für die ihm neben der dialektiſchen Gewandtheit und der logiſchen Durcharbeitung der Begriffe, die er ſich zu eigen gemacht hatte, auch die Leichtigkeit zu gute kam, mit der er ſich in die Vorſtellungsweiſe der Kinder zu verſetzen und an ihre Antworten anzuknüpfen wußte.

Indeſſen brachte er nur drei Vierteljahre auf ſeinem Vikariat zu, denn im Sommer 1831 erhielt er den Auftrag, an dem Seminar zu Maulbronn die Lehrfächer eines dort abgegangenen Profeſſors zu übernehmen. Er hatte hier einigen dreißig jungen Leuten, die unmittelbar vor dem Uebergange zur Univerſität ſtanden, in Latein, Geſchichte und Hebräiſch Unterricht zu ertheilen; und auch dieſer Aufgabe, ſo unerwartet ſie an ihn herangetreten war, entledigte er ſich ſo vortrefflich, daß er ſich bei ſeinen damaligen Schülern (unter denen ſich auch der Verfaſſer dieſes Lebensabriſſes befand), die ungetheilteſte Anerkennung und Liebe erwarb.

Im Oktober 1831 gieng Strauß nach Berlin, um die Männer, denen er für ſein wiſſenſchaftliches Leben das meiſte zu verdanken ſich bewußt war, perſönlich kennen zu lernen, und ihren Unterricht zu genießen; wobei es ihm vor allen andern, ſelbſt Schleiermacher nicht ausgenommen, um Hegel zu thun war. Aber kaum hatte er

ſich dem großen Philoſophen vorgeſtellt und ſeine erſten Vorleſungen gehört, als dieſer, am 14. November, jählings von der Cholera weggerafft wurde. Strauß erfuhr dieſes Ereigniß, das ſeinen Plan ſo ſchmerzlich durchkreuzte, von Schleiermacher, als er dieſem ſeinen erſten Beſuch machte; und im Schrecken darüber entfuhr ihm der Ausruf, den dieſer mit ſichtlichem Mißfallen aufnahm: „um ſeinetwillen war ich hieher gekommen!“ Jetzt dachte er einen Augenblick daran, Berlin wieder zu verlaſſen; beſann ſich dann aber doch eines beſſeren, und hatte dieß nicht zu bereuen. Die Hauptſtadt des preußiſchen Staates und die erſte unter den deutſchen Univerſitäten, was Berlin immer noch unbeſtritten war, bot ihm ſo reichen Bildungsſtoff dar, daß wir dem Winter, den er hier zubrachte, für das Ausreifen ſeines Geiſtes und für ſeine Orientirung in der Wiſſenſchaft einen weſentlichen Werth beilegen müſſen. Er ſah ſich in der für ihn neuen Welt um, benützte die Hülfsmittel, die ſie ihm darbot, auf's eifrigſte, und knüpfte ſchätzbare perſönliche Verbindungen an. So mit der Witwe Hegel's, mit Marheineke, Hitzig, Gans und den übrigen Mitgliedern der Hegel'ſchen Schule; am engſten ſchloß er ſich unter ihnen an Vatke an, mit dem er eine Zeit lang die gemeinſame Herausgabe einer Zeitſchrift plante. Er war ferner ein fleißiger Beſucher von Schleiermacher's Predigten und Vorleſungen; und wenn ihm auch in den letzteren die „queckſilberartige Beweglichkeit“ der Dialektik des Guten zu

viel war *), so hatte er ihnen doch vielfache Anregungen zu verdanken; und zu der Arbeit, welche zuerst seinen Namen berühmt und gefürchtet gemacht hat, gab ihm Schleiermacher's Vorlesung über das Leben Jesu, die er in Nachschriften von Zuhörern kennen lernte, wenigstens durch den Widerspruch, den sie bei ihm hervorrief, einen Anstoß. Schon in Tübingen war ihm nämlich, wie er selbst uns erzählt **), die Unterscheidung von Vorstellung und Begriff als der für die Theologie wichtigste Theil des Hegel'schen Systems erschienen; und die Hauptfrage war ihm bald die geworden, wie es sich in dieser Beziehung mit den geschichtlichen Bestandtheilen der Bibel, namentlich der Evangelien, verhalte: ob dieselben zu dem begriffsmäßigen Inhalt der Religion mitgehören, oder einen Theil der Vorstellungsform bilden, an welchen das begreifende Denken nicht gebunden sei. Er selbst nun war geneigt, sich für die zweite von diesen Annahmen zu entscheiden, und faßte den Gedanken einer Dogmatik, welche von diesem Standpunkt aus nicht blos den Hervorgang der kirchlichen Dogmen aus den biblischen Grundlagen, sondern auch ihre Auflösung durch Deismus und Rationalismus verfolgen sollte, um sie schließlich, geläutert, durch den Begriff sich wiederherstellen zu lassen;

*) Man vgl. die interessanten Bemerkungen über Schleiermacher's Vortrag in der später zu erwähnenden Schrift: „Der Christus des Glaubens" u. s. w. S. 5 f.

**) Streitschriften 3. H. S. 57 f.

beſchloß dann aber, ſich vorerſt auf die ſpeciellere Aufgabe einer Bearbeitung des Lebens Jeſu zu beſchränken, die nach ſeinem erſten, während ſeines Aufenthalts in Berlin entworfenen Plan ähnlich angelegt ſein ſollte, wie die beabſichtigte Dogmatik. Sie ſollte nämlich in drei Theilen zuerſt das Leben Jeſu nach den Evangelien, das Leben Jeſu in den Gläubigen und die Vermittlung beider Seiten im zweiten Artikel des apoſtoliſchen Symbolum darſtellen; hierauf in einem kritiſchen Theil die Lebensgeſchichte Jeſu als Geſchichte großentheils auflöſen; dann aber in ihrem dritten Theil das vernichtete dogmatiſch wiederherſtellen. Für dieſe Arbeit wollte nun Strauß auch Schleiermacher's obengenannte Vorleſungen benützen; und wenn er ſich von denſelben, ſeiner eigenen Ausſage nach, faſt auf allen Punkten zurückgeſtoßen fand, hatte er doch, wie er beizufügen nicht unterläßt, dieſer Repulſion immerhin die nähere Fixirung ſeiner Anſicht über manche Fragen zu danken. Daß er mit Schleiermacher in kein perſönliches Verhältniß kommen werde, ließ ſich ſchon nach den erſten Berührungen mit demſelben vorausſehen; ebenſo gieng es ſpäter auch anderen von ſeinen Landsleuten, die als Hegelianer eine äußerſt kühle Aufnahme bei ihm fanden, wie warm auch ihre eigene Verehrung für den großen Theologen und wie aufrichtig ihr Wunſch, von ihm zu lernen, ſein mochte *).

*) Strauß, Märklin S. 78 f.

Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Berlin kehrte Strauß in seine Heimath zurück; trat dann aber, bald nach dem Beginn des Sommerhalbjahrs, als Repetent in Tübingen ein, wo er mit denjenigen von seinen Universitätsfreunden, welche in der gleichen Eigenschaft an dem evangelischen Seminar angestellt waren oder bald nach ihm angestellt wurden, den früheren geselligen und wissenschaftlichen Verkehr in der heitersten und fruchtbarsten Weise erneuerte. Von den Studirenden, und besonders von seinen früheren Maulbronner Schülern, war seine Ankunft sehnsüchtig erwartet worden, weil man sich von seinen Vorlesungen eine kräftigere und schmackhaftere Geistesnahrung' versprach, als man sie bei den dortigen Lehrern der Philosophie zu finden gewohnt war. Darin hatte man sich auch nicht getäuscht. Strauß begann sofort eine Vorlesung über Logik und Metaphysik, der im folgenden Winter die Geschichte der Philosophie seit Kant und die Erklärung von Plato's Gastmahl, im Sommer 1833 die Geschichte der Moral folgte. Diese Vorlesungen hatten einen glänzenden Erfolg; und mehr noch als die Menge der Zuhörer fiel der begeisternde Eindruck in's Gewicht, den dieselben von ihnen erhielten. Sie wirkten wie ein wohlthätiger Regen auf dürres Erdreich; das tiefere philosophische Interesse, für welches in Tübingen bis dahin so wenig gesorgt war, fand hier zum erstenmal in einem Hörsaal offene Anerkennung und reichliche Befriedigung; und da nun Strauß entschieden auf dem

Boden der Hegel'ſchen Philoſophie ſtand, gewann dieſe durch ſeine Vorträge bedeutend an Verbreitung, und während ſie bis dahin erſt im Privatbeſitz einzelner Auserwählten geweſen war, wurde ſie jetzt zum Gemeingut. Hegel hätte ſich auch wirklich keinen beſſeren Ausleger wünſchen können, als er ihn hier fand. Die Durchſichtigkeit der Entwicklung, die geiſtvolle Friſche der Darſtellung wußte ſelbſt einen ſo ſchwierigen Gegenſtand, wie die Hegel'ſche Logik, dem Verſtändniß mit großem Geſchick aufzuſchließen; zu eingreifenderen Aenderungen in derſelben oder zur Kritik ihres ganzen Verfahrens fand Strauß auf ſeinem damaligen Standpunkt noch keine Veranlaſſung. Mit größerer wiſſenſchaftlicher Selbſtändigkeit ſtand er ſeinem Stoffe in den Vorleſungen über Geſchichte der Philoſophie gegenüber, während die formellen Vorzüge ſeiner Behandlung hier ebenſo reiche Gelegenheit hatten, ſich zur Geltung zu bringen. Sein Vortrag hielt ſich meiſt an das wohlausgearbeitete Heft; wie denn Strauß ſelbſt ſpäter in ſeinem Aufſatz über Spittler (Kl. Schr. I, 77) meint, dieſer Gelehrte müßte kein Schwabe geweſen ſein, wenn ihm der freie Vortrag nicht Schwierigkeit gemacht hätte. Aber er war dabei ſo lebendig und anſprechend, daß die Zuhörer auch durch ſeine äußere Form fortwährend angeregt und mit ihrer Aufmerkſamkeit bei dem Gegenſtand feſtgehalten wurden, und unter den vielen, welche damals bei Strauß gehört haben (ſo weit ſie noch unter den Lebenden ſind), iſt gewiß keiner, welcher ſich nicht der

Stunden, in denen er ſeinen Worten gefolgt iſt, mit Dank und Vergnügen erinnerte.

Indeſſen war Strauß' akademiſche Lehrthätigkeit nur von kurzer Dauer. Er hatte während derſelben ſeinen Plan, ein Leben Jeſu zu ſchreiben, nicht aus den Augen verloren, und um dazu die nöthige Zeit zu finden, gab er ſchon nach drei Semeſtern, ſeit dem Herbſt 1833, ſeine Vorleſungen auf. Je länger ihn die Aufgabe, die er hiemit in Angriff nahm, vor der Ausführung ſchon beſchäftigt hatte, um ſo raſcher wurde ſie jetzt gefördert. Mit einer ſeltenen Arbeitskraft verband ſich bei ihm eine ebenſo große Arbeitsluſt; einem glänzenden Talent ſtand eine gründliche wiſſenſchaftliche Bildung, einem ſcharfen und wohlgeſchulten Denken eine vollendete Herrſchaft über die Sprache und Darſtellung zu Gebote, die bei ihm in einer ſo ausgeſprochenen natürlichen Begabung wurzelte, daß er ſelbſt in ſeinen Aufzeichnungen bemerkt: von Ringen, ja nur von beſonderer Bemühung mit der Sprache habe er nie etwas gewußt, für alles, was er ausdrücken wollte, ſtets von ſelbſt das rechte Wort, für jede Art von Inhalt ungeſucht die paſſende Form, den geeigneten Ton gefunden. Der Trieb, aus dem das Werk emporwuchs, arbeitete in dem Verfaſſer ſo gewaltig, daß ein Jahr nach dem Beginn der nächſten Vorarbeiten das Ganze, mit Ausnahme der Schlußabhandlung, mehr als 1400 Druckſeiten, im Manuſcript fertig war. Faſt ebenſo lang zog ſich der Druck hin. Der erſte Band erſchien im

Sommer, der zweite im Herbst 1835 unter dem Titel: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet.“ Hiemit war der Würfel gefallen, der Schritt war gewagt, der über Strauß' wissenschaftliche Bedeutung, über seine Stellung zu seiner Zeit und über den weiteren Gang seines Lebens entscheiden sollte.

Aus dem früher beabsichtigten Leben Jesu war jetzt eine Kritik der evangelischen Berichte über das Leben Jesu geworden; und wenn dieser Kritik eine Schlußabhandlung folgte, welche den dogmatischen Gehalt als unversehrt aufzuzeigen versprach, so betrug doch diese nicht blos ihrem Umfang nach nur wenige Bogen, sondern sie führte auch, wie wir sehen werden, zu keinem Ergebniß, durch welches der kritische Charakter des Werks geändert worden wäre. Diese Kritik war nun ferner — was ihr zum Vorwurf gemacht worden ist, und was auch wirklich den Punkt bezeichnet, an dem sie zunächst der Ergänzung bedurfte — nicht eine Kritik der Evangelien, sondern der evangelischen Geschichte; sie beschränkte sich, mit anderen Worten, ihrer wesentlichen Abzweckung nach auf die Frage, ob und wie weit das, was unsere vier Evangelien uns erzählen, wirklich geschehen sei; die Vorfrage dagegen, wie es sich mit diesen Schriften selbst als solchen verhalte, wo, wann und von wem, unter welchen Umständen und in welcher Absicht sie verfaßt seien, wurde nicht weiter in Betracht gezogen, als durch den kurzen Nachweis (I, 62 ff., 1. Aufl.)

daß keines von unſeren Evangelien ſich als das Werk eines Mannes erweiſen laſſe, deſſen Zeitalter und Lebensverhältniſſe die Annahme unrichtiger Angaben in demſelben unmöglich machen würden, daß mithin die Kritik vollkommen freie Hand habe, aus ihren Erzählungen alles das auszuſcheiden, was Merkmale der Ungeſchichtlichkeit an ſich trage. Solche Merkmale konnten nun bei einzelnen Angaben ſchon in ihrem Widerſpruch mit dem durch anderweitige Nachrichten beglaubigten Thatbeſtand, häufiger und in wichtigeren Fällen in einem Widerſtreit der verſchiedenen evangeliſchen Berichte unter einander gefunden werden; das entſcheidendſte Anzeichen des Ungeſchichtlichen waren jedoch in Strauß' Augen die Wunder, welche über die evangeliſchen Erzählungen mit ſo freigebiger Hand ausgeſtreut ſind, daß kaum irgend ein Vorfall in denſelben berichtet wird, der nicht oberflächlicher oder tiefer von ihnen durchzogen wäre. Gerade hier hatte er es aber mit zwei Klaſſen von Erklärern zu thun, an welche zu der Zeit, als er ſein Buch ſchrieb, die Theologen faſt ohne Ausnahme ſich vertheilten: den Supranaturaliſten, welche die Thatſächlichkeit der Wunder feſthielten, und den Rationaliſten, welche die Wunder als ſolche zwar aufgaben, um ſo mehr aber die Wahrheit der bibliſchen Erzählungen durch eine natürliche Erklärung der wunderbaren Vorgänge, die ſie berichten, zu retten bemüht waren. Strauß ſeinerſeits war weder mit dieſen noch mit jenen zufrieden. Wenn die altkirchliche Exegeſe

von der doppelten Voraussetzung ausgieng, daß in den Evangelien erstlich Geschichte, und zwar zweitens eine übernatürliche enthalten sei, wenn hierauf der Rationalismus die zweite dieser Voraussetzungen wegwarf, doch nur um desto fester an der ersten zu halten: so kann auf diesem halben Wege, wie er sagt (I, V), die Wissenschaft nicht stehen bleiben, sondern es muß auch die andere fallen gelassen und erst untersucht werden, ob und wie weit wir überhaupt in den Evangelien auf historischem Grund und Boden stehen. Diesen Grundsatz führte er nun an dem ganzen Inhalt unserer Evangelien von Anfang bis zu Ende mit aller Strenge und Genauigkeit durch. Er zergliederte ihre Erzählungen, setzte sich mit den verschiedenen Auffassungen und Erklärungen derselben auseinander, untersuchte, wie sie sich einerseits mit der nachweisbaren Meinung der Erzähler, andererseits mit den allgemeinen Gesetzen des Geschehens vertragen, und kam auf diesem Wege denn freilich am Ende zu dem Ergebniß, daß ein großer Theil, ja dem äußeren Umfang nach der größere Theil der evangelischen Berichte theils gar keine, theils nur eine bis zur Unkenntlichkeit entstellte Geschichte enthalte. Und er beschränkte sich hiebei nicht auf solche Punkte, welche für das Christenthum unserer Tage an und für sich genommen keine tiefere Bedeutung mehr haben und von den meisten mehr nur um des Princips willen, um der Schriftauktorität nichts zu vergeben, festgehalten werden, wie etwa die sichtbare Auffahrt

in den Himmel, die Geburts- und Kindheitsgeschichten und manche Wunder: sondern auch die Reden des johanneischen Christus fast durchaus, auch eine in die Dogmatik so tief eingreifende Erzählung, wie die von der Auferstehung, kurz alles, was uns nöthigen würde, in dem Stifter des Christenthums mehr als einen Menschen zu sehen, oder ihn über die Bedingungen seiner Zeit und seiner Umgebung hinauszuheben, wurde als ungeschichtlich beseitigt. Sind aber diese Erzählungen und diese bestimmten Bestandtheile der Erzählungen nicht geschichtlich, was sind sie denn, und wie haben wir uns ihre Entstehung zu erklären? Aus geschichtlicher Erinnerung, antwortet der Kritiker, allerdings nicht; aber ebensowenig aus freier, bewußter Erfindung; sondern aus einer absichts- und bewußtlosen Dichtung, die als solche nicht das Werk Einzelner, sondern nur das einer Gesammtheit, nur das der Gemeinde sein kann, in deren Schooß sie sich gebildet haben. Jene ungeschichtlichen Erzählungen sind also mit Einem Wort Sagen, die unsere Evangelisten in der Christengemeinde ihrer Zeit vorfanden und im guten Glauben an ihre Wahrheit aus der mündlichen Ueberlieferung aufnahmen. Die Bildung dieser Sagen war aber im großen und ganzen nicht dem Zufall überlassen; so wenig sie vielmehr aus bewußter Berechnung hervorgieng, so ließ man sich doch bei ihr unbewußt von gewissen in der ältesten Christengemeinde verbreiteten Vorstellungen und Interessen leiten: sie sind nicht einfache

Sagen, ſondern Sagen, die aus einer dogmatiſchen Tendenz entſprangen, ſie ſind Mythen. Den bisherigen Erklärungen der evangeliſchen Geſchichte ſtellt Strauß die mythiſche Erklärung entgegen. Näher iſt es, wie er glaubt, ein doppeltes Intereſſe, von welchem die Bildung der Sagen über Jeſus beherrſcht wurde: der Stifter der Chriſtengemeinde ſoll einerſeits möglichſt verherrlicht, und es ſoll andererſeits in ihm die Erfüllung der meſſianiſchen Weiſſagung nachgewieſen, er ſoll als derjenige dargeſtellt werden, in deſſen Perſönlichkeit, Thaten und Schickſalen alle die Züge ſich vereinigen, welche theils aus der altteſtamentlichen Prophetie, theils aus ſpäteren Deutungen und Erweiterungen herſtammend, zu dem damaligen jüdiſchen Meſſiasbild gehörten. Nach dieſen Geſichtspunkten wird der Inhalt der evangeliſchen Ueberlieferung hier beurtheilt, und ſo weit ihn der Kritiker nicht für geſchichtlich zu halten vermag, als Mythus zu erklären verſucht. Dieſes Ungeſchichtlichen iſt nun freilich, wie bereits bemerkt wurde, ſehr viel, und als der hiſtoriſche Rückſtand der Kritik, den aber Strauß in unſerem Werke ausdrücklich zu ſammeln und geſchichtlich zu verarbeiten nicht verſucht hat, bleiben nur die allgemeinen Umriſſe des Lebens Jeſu von ſeinem öffentlichen Auftreten bis zu ſeinem Kreuzestod übrig. Nichtsdeſtoweniger hält Strauß nicht blos im Vorwort ſeines erſten, ſondern auch in der Schlußabhandlung ſeines zweiten Bandes daran feſt, daß der Kritiker des 19. Jahrhunderts, im Unterſchied vom

Freigeiſt und Naturaliſten, des Inhalts der chriſtlichen Religion als identiſch mit der höchſten philoſophiſchen Wahrheit ſich bewußt ſei; und nachdem er im Verlauf der Kritik durchaus nur den Unterſchied ſeiner Ueberzeugung vom chriſtlichen Geſchichtsglauben hervorgekehrt habe, verſpricht er, nun auch die Seite der Identität zu ihrem Recht zu bringen. Wenn wir aber freilich näher zuſehen, ſo zeigt ſich, daß ihn auch die dogmatiſche Kritik ſchon viel weiter geführt hat, als ſich mit den Hegel'ſchen Sätzen über das Verhältniß der Vorſtellung und des Begriffs vertrug, die man aus den obigen Worten noch ſo deutlich heraushört. Er verfolgt an der Hand der Dogmengeſchichte die Bildung und die Beſtreitung der kirchlichen Chriſtologie, und tritt ſeinerſeits den Ergebniſſen der Kritik, welche Schleiermacher und der Rationalismus über ſie ergehen ließen, durchaus bei; er tadelt andererſeits am Rationalismus, daß er den Glauben der Kirche, um ſich mit ihm in Einklang zu halten, verkümmere; er weiſt aber auch Schleiermacher nach, daß das Urbildliche und das Geſchichtliche in ſeinem Chriſtus keineswegs wirklich, ſo wie er wollte, zur Einheit zuſammengehen, daß die Wiſſenſchaft wie der Glaube bei ihm zu kurz kommen; und er kann ſich ebenſowenig von der Haltbarkeit der Verſuche überzeugen, aus den Hegel'ſchen Sätzen von der Einheit der göttlichen und der menſchlichen Natur einen Gottmenſchen als geſchichtliche Perſönlichkeit abzuleiten. Die Idee, erklärt er, pflege nicht in Ein Exemplar ihre

ganze Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu geizen, sondern in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, liebe sie ihren Reichthum auszubreiten. Das sei der Schlüssel der ganzen Christologie, daß als Subjekt der Prädikate, welche die Kirche Christo beilegt, statt eines Individuums eine Idee gesetzt werde. In einem Individuum, einem Gottmenschen gedacht, widersprechen sie sich; in der Idee der Gattung stimmen sie zusammen. Die Menschheit allein sei der menschgewordene Gott; von ihr allein könne man (wie er des näheren ausführt) alles das aussagen, was wir keinem einzelnen Menschen beilegen können, ohne aus einem Widerspruch in den andern zu gerathen. Daß dem praktischen Theologen freilich aus dieser Ueberführung der Vorstellung in den Begriff, auch wenn er sich für seine Person dabei zu beruhigen wisse, noch immer wenigstens in seinem Verhältniß zur Gemeinde ernsthafte Schwierigkeiten erwachsen können, will Strauß nicht bestreiten. Aber diese Collision, bemerkt er, sei nicht durch den Fürwitz eines Einzelnen gemacht, sondern durch den Gang der Zeit und die Entwicklung der christlichen Theologie nothwendig herbeigeführt; und wenn sich viele ihrer dadurch erwehren, daß sie sich des Studiums und Denkens oder doch des freien Redens und Schreibens enthalten, so gebe es doch andere, die ungeachtet aller Anfechtungen frei bekennen, was nicht mehr verborgen werden könne. „Und die Zeit wird lehren — so schließt er —

ob mit dieſen oder mit jenen der Kirche, der Menſchheit, der Wahrheit beſſer gedient iſt.“

Das Leben Jeſu machte gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen einen Eindruck, wie ihn ſelten eine theologiſche oder philoſophiſche Schrift gemacht hat. War es auch nicht zum erſtenmal, daß von mythiſchen Beſtandtheilen in der Bibel geſprochen wurde, ſo war doch dieſe Annahme bis dahin weit ſchüchterner aufgetreten, und ſie hatte ſich namentlich im Neuen Teſtament auf wenige und in dogmatiſcher Beziehung minder wichtige Erzählungen beſchränkt. Jetzt dagegen wurde ſie auf das Ganze der evangeliſchen Ueberlieferung in einem ſolchen Umfang und mit einer ſo rückſichtsloſen Folgerichtigkeit angewendet, daß ihr geſchichtlicher Kern ſich völlig zu verflüchtigen oder doch auf ein Kleinſtes einzuſchrumpfen drohte; und dieſes Ergebniß war nicht eine leicht hingeworfene Behauptung, ſondern es war durch eine in alle Einzelheiten mit gelehrter Gründlichkeit eingehende Unterſuchung, durch eine umfaſſende, alle Möglichkeiten erwägende, den Gegnern jeden Ausweg verlegende Prüfung der verſchiedenen Anſichten gewonnen. Man hatte es nicht mit dem Handſtreich eines kecken Partheigängers, ſondern mit einem wohlüberlegten, mit dialektiſcher Meiſterſchaft geleiteten, mit der Kraft einer tiefen wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung ausgeführten Angriff auf den Mittelpunkt der eigenen Stellung zu thun; und dieſer Angriff erſchien um ſo gefährlicher, da ſich das Werk, in

dem er gemacht war, auch durch eine Schönheit der Sprache, eine Gewandtheit und Durchsichtigkeit der Darstellung auszeichnete, wie sie bis dahin bei wissenschaftlichen Arbeiten in Deutschland fast unerhört war. Kann man sich wundern, wenn alsbald nach dem Erscheinen seiner Schrift gegen den verwegenen Kritiker der heftigste Sturm ausbrach; wenn Berufene und Unberufene herbeistürzten, um den gefahrdrohenden Brand zu löschen; wenn außer den geschulten Truppen auch vom Landsturm, außer den sachgemäßen und der wissenschaftlichen Sitte entsprechenden, vielfach auch mit unerlaubten oder stumpfen Waffen gegen ihn gekämpft wurde? Mehrere Jahre lang drehte sich nicht blos in Deutschland fast die ganze theologische Literatur um Strauß' Leben Jesu, sondern auch außerdeutsche Länder nahmen an demselben, wie seine englische und französische Uebersetzung beweisen, ein lebhaftes Interesse; hunderte von Gegenschriften, jeden Tons und Umfangs, erschienen; von ihm selbst war schon 1838 die dritte Auflage nöthig geworden, welcher bald darauf die vierte folgte; und wer von jenen Jahren aus eigener Erinnerung erzählen kann und die Stimmung in verschiedenen Theilen Deutschlands kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, der wird es bestätigen müssen, daß keine wissenschaftliche oder literarische Erscheinung seitdem zu einer so allgemeinen und lebhaften Erregung der Geister den Anstoß gegeben hat.

Was für ein Mann war es nun aber eigentlich, gegen

den alle dieſe Angriffe ſich richteten, der dieſen Eriſapfel in die Zeit geworfen hatte? Die Frage lag um ſo näher, da der Verfaſſer des Lebens Jeſu ſich bis dahin erſt durch einige Recenſionen in die wiſſenſchaftliche Welt eingeführt hatte, in denen ſich allerdings bereits eine ungewöhnliche kritiſche und ſchriftſtelleriſche Befähigung erkennen ließ. Aber wie es ſo oft geht: wer ihn nur nach ſeiner Schrift und den nächſten Wirkungen derſelben beurtheilte, der machte ſich faſt unfehlbar ein falſches Bild von ihm; und dieß auch dann, wenn er nicht zu der großen Zahl derer gehörte, die nicht begriffen oder nicht begreifen wollten, daß auch andere als unſittliche und verworfene Menſchen den Glaubensvorſtellungen entgegentreten können, an denen ſie hiengen, daß man auch durch ſeine Wahrheitsliebe und ſein Gewiſſen genöthigt werden könne, das, was den meiſten heilig und unantaſtbar iſt, zu bezweifeln und zu beſtreiten. Schon in ſeiner äußeren Erſcheinung entſprach Strauß der Vorſtellung durchaus nicht, welche ſich wohl die meiſten nach ſeinem Werke über ihn gebildet hatten; und wenige würden hinter den feinen Linien des jugendlichen Geſichtes, der leicht vorgebeugten Haltung des Kopfes, dem ſinnig geſenkten Auge, das mit ſeinem eigenthümlichen, auf Schwäche des Organs hindeutenden Aufſchlag den Eindruck einer faſt jungfräulichen Schüchternheit machte, den kühnen, ſeinen Gegenſtand mit wiſſenſchaftlicher Kälte erbarmungslos zergliedernden Kritiker geſucht haben.

Gelang es ſodann ihm perſönlich näherzutreten, ſo fand man einen geiſtvollen, vielſeitig gebildeten Mann, und in vertrauterem Kreiſe einen lebendigen, heitern, liebenswürdigen Geſellſchafter und einen vortrefflichen Erzähler, mit dem feinſten Verſtändniß für alles Naive und Humoriſtiſche, nach der gemüthlichen wie nach der komiſchen Seite; zugleich aber eine zarte, feinfühlige, künſtleriſch angelegte Natur, die ſich in der Reinlichkeit und inneren Geſchloſſenheit ihres Weſens ihre Kreiſe nicht ſtören laſſen mochte, die jedes perſönliche Hervortreten eine gewiſſe Ueberwindung koſtete, und die bei einer rauhen Berührung ſich leicht verletzt und ſcheu in ſich zurückzog. Daneben zeigten ſich nun freilich ſcharf ausgeprägt jene Züge eines männlichen Charakters, welche an dem öffentlichen Auftreten des Schriftſtellers zunächſt in's Auge fielen: ein raſch und kräftig auflodernder Zorn, ein entſchieden durchgreifender Wille, ein wiſſenſchaftlicher Muth, der, wenn es ſein mußte, der Meinung der ganzen Welt Trotz bot. Aber es war nicht ganz leicht, den inneren Einheitspunkt dieſer ſcheinbar ſo weit auseinandergehenden Eigenſchaften zu finden: in der Tiefe des Gefühls die Geburtsſtätte des energiſchen Wollens, in der Feinheit des äſthetiſchen Geſchmacks eine von den Wurzeln der kritiſchen Spürkraft, in der unbefangenen Freude am Naturwüchſigen und Naiven den gleichen Zug ſeines Geiſtes zu erkennen, der Strauß auch in der Wiſſenſchaft zum Feind aller nebelhaften Vorſtellungen und aller ab-

ſtrakten Formeln, alles erkünſtelten und innerlich unwahren gemacht hat; die Empfindlichkeit gegen Störungen, welcher Art ſie nun ſein mochten, und die mit ihr verbundene wiſſenſchaftliche Tapferkeit auf dieſelbe Quelle zurückzuführen: auf den Idealismus, der zunächſt zwar das eigene innere Leben harmoniſch geſtalten und zu einem befriedigenden Abſchluß bringen will, der ſich aber ebendeßhalb energiſch und rückſichtslos gegen dasjenige wendet, was eine Anerkennung von ihm verlangt, die er ihm verſagen muß.

Wie viel Strauß mit ſeinem Werke gewagt hatte, davon ſollte er bald eine Probe erhalten. Noch vor dem Erſcheinen ſeines zweiten Bandes wurde er von ſeiner Repetentenſtelle in Tübingen entfernt und ihm ſtatt deſſen ein Lehramt an dem Lyceum ſeiner Vaterſtadt übertragen. Es wäre wohl das beſte geweſen, dieſen Auftrag von vorne herein abzulehnen und als Lehrer der Philoſophie in Tübingen aufzutreten, wo man ſich der Habilitation in der philoſophiſchen Facultät ſchwerlich widerſetzt hätte, und vielleicht ſelbſt einer Anſtellung damals noch nicht der gleiche Widerſtand entgegengetreten wäre, der ſpäter allerdings jeden, welcher Strauß' Anſichten theilte, ſelbſt von einer philoſophiſchen Profeſſur ausſchloß. Aber ſei es, daß ſeine altbürgerliche Solidität ſich vor einer ſo unſicheren Laufbahn ſcheute, ſei es, daß er ſich nicht an eine philoſophiſche Lehrthätigkeit binden wollte, während er ſich als Meiſter der theologiſchen Kritik fühlte und

in dieſer noch ſo vieles für ſich zu thun ſah: genug, Strauß verſtand ſich zu dem unwillkommenen Amt, und nachdem er noch ein paar Monate außerhalb des Seminars in Tübingen geblieben war, trat er es im Herbſt 1835 an. Allein auf die Dauer konnte ihm der Aufenthalt in einer Stadt, die ihm weder wiſſenſchaftliche Hülfsmittel noch wiſſenſchaftlichen Verkehr bot, kaum zuſagen, der Unterricht von unreifen Knaben, den er in 17 wöchentlichen Stunden zu ertheilen hatte, ihn unmöglich befriedigen. Dazu kam aber noch etwas weiteres. Er wohnte in Ludwigsburg, wie dieß an ſich das natürlichſte, und unter den gegebenen Umſtänden gar nicht zu umgehen war, im Hauſe ſeiner Eltern; kam aber dadurch in fortwährende Reibung mit dem Vater, der ſeine Anſichten und ihr kühnes Hervortreten im „Leben Jeſu" von Hauſe aus mißbilligte und gegen den ungerathenen Sohn um ſo unwilliger wurde, je ſtärker der Sturm anwuchs, den dieſer gegen ſich heraufbeſchworen hatte. Es gab peinliche Auftritte, Strauß' Mutter hatte unter dem Mißverhältniß zwiſchen Gatten und Sohn ſchwer zu leiden, und es war alle Zeit, daß ſich dieſer einer unleidlich gewordenen Lage entzog, als er im Herbſt 1836 die Stelle, die er ein Jahr lang bekleidet hatte, aufgab und nach Stuttgart gieng, um ſeine Zeit ungetheilt ſeinen literariſchen Arbeiten zu widmen*).

*) Strauß beſpricht die obenberührten Verhältniſſe Kl. Schr. N. F. S. 264 f.

An Veranlaſſung dazu fehlte es nicht. Schon im erſten Jahr nach der Vollendung des Lebens Jeſu zeigte ſich die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage, der bald, wie bemerkt, eine dritte und vierte folgten. Strauß benützte dieſe Gelegenheit zur erneuerten Prüfung, Berichtigung und Ergänzung ſeines Werkes auf's gewiſſenhafteſte, und auch den Einwendungen der Gegner verſchloß er ſich nicht; aber nachdem er ihnen in der dritten Auflage, namentlich in Betreff des Johannesevangeliums, erhebliche Zugeſtändniſſe gemacht hatte, überzeugte er ſich doch ſchließlich, daß er ihnen mehr eingeräumt habe, als er nöthig gehabt hätte, und als ſich mit der folgerichtigen Durchführung ſeines Standpunkts vertrug, und nahm in der vierten die meiſten von jenen Zugeſtändniſſen wieder zurück. Neben der Reviſion beſchäftigte ihn aber auch die Vertheidigung ſeines Werks. Nach allen den Angriffen und Vorwürfen, den Einwendungen, Mißverſtändniſſen und Mißdeutungen, denen ſeine Schrift und ſeine Perſon ſeit dem erſten Erſcheinen des Lebens Jeſu ausgeſetzt waren, ſchien es ihm an der Zeit, mit den hervortretendſten von ſeinen Gegnern ſich eingehender auseinanderzuſetzen und gründlicher abzurechnen, als dieß in gelegenheitlichen Anmerkungen der zweiten Auflage geſchehen konnte; und er glaubte ſich dabei keineswegs nur auf die Abwehr der Angriffe beſchränken zu ſollen, ſondern er gieng auch ſeinerſeits zum Angriff vor: er wollte nicht blos die Haltbarkeit der Gründe nnterſuchen, die

man gegen ihn in's Feld geführt hatte, ſondern auch den Standpunkt und das Verfahren der Gegner ſchildern, ihre Schwächen an's Licht ſtellen, jedem Einzelnen gegenüber die Frage nach der Berechtigung ſeines Auftretens durch eine umfaſſende Analyſe ſeines wiſſenſchaftlichen und ſchriftſtelleriſchen Charakters zum Austrag bringen. In dieſem Sinn beſprach er im erſten von den drei Heften ſeiner Streitſchriften*) „Dr. Steudel oder die Selbſttäuſchungen des verſtändigen Supranaturalismus unſerer Tage"; im zweiten die Angriffe von zwei Laien, von denen der eine ebenſo fanatiſch, der andere ebenſo hochfahrend, als unberufen und unwiſſend, ſich in den theologiſchen Streit gemiſcht hatte: Eſchenmayer und Menzel; das dritte war Hengſtenberg und der evangeliſchen Kirchenzeitung, der Hegel'ſchen Schule und den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, der Vermittlungstheologie und ihrem Hauptorgan, den „Studien und Kritiken" gewidmet. Auch in dieſen Erörterungen zeigte ſich nun die gleiche Meiſterſchaft, wie im Leben Jeſu. Strauß' Streitſchriften ſind eine polemiſche Leiſtung, wie die geſammte deutſche Literatur ſeit Leſſing in dieſer Gattung keine glänzendere aufzuweiſen hat. Mag er nun Steudel die Selbſttäuſchungen eines Supranaturalismus, der viel tiefer, als er wußte, vom

*) Streitſchriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jeſu und zur Charakteriſtik der gegenwärtigen Theologie. 3. H. 1837.

Rationalismus angeſteckt war, die Fehlgriffe ſeiner Apologetik, die Verſchrobenheit ſeiner Schrifterklärung, oder Eſchenmayer, dem geiſtergläubigen Philoſophen, die trübe Gedankenloſigkeit ſeines Fanatismus nachweiſen; mag er uns Menzel als Literarhiſtoriker und Kunſtrichter, oder Hengſtenberg als Ketzerrichter vorführen; mag er mit der Hegel'ſchen Schule über die theologiſchen Conſequenzen ihres Syſtems, oder mit Ullmann über die Tragweite der Zugeſtändniſſe verhandeln, welche dieſer Theolog der Kritik gemacht hatte: überall finden wir die genaue und gründliche Arbeit, das ſichere Wiſſen, die ſiegreiche Dialektik, wodurch ſich ſchon das ältere Werk auszeichnete; und dabei eine Gewandtheit der Darſtellung, einen Reichthum an überraſchenden Wendungen, an anſchaulichen und ſchlagenden Bezeichnungen, eine ſcharf treffende Charakteriſtik von Perſonen und Standpunkten, einen überlegenen, nicht ſelten vernichtenden Humor, welcher ſich hier ungleich ſtärker als dort geltend machen konnte. Ihrem Inhalt nach haben die Auseinanderſetzungen mit den Hegelianern und mit Wolfgang Menzel das größte Intereſſe. Jene, weil nicht allein die Scholaſtik der althegel'ſchen Orthodoxie, zu deren Vorkämpfer ſich in dieſem Fall Bruno Bauer aufgeworfen hatte, nach Gebühr abgefertigt, ſondern auch Hegel's eigene Stellung zu den Fragen der Evangelienkritik und der Chriſtologie eingehend unterſucht wird; dieſe, weil ſie mit der Züchtigung eines anmaßenden und oberflächlichen Literaten,

der Jahrzehende lang in der Kritik, der literariſchen und der politiſchen Geſchichte das große Wort geführt und mit ſeiner moraliſch-politiſchen Ketzerrichterei einen wahren Terrorismus ausgeübt hatte, eine Fülle von geſunden Urtheilen und feinen Bemerkungen, theils über einzelne Männer, wie Göthe und Johannes Müller, theils über allgemeinere Fragen, wie die nach der Anwendbarkeit des moraliſchen Maßſtabs auf die Kunſt, verbindet. Zu der von Strauß beabſichtigten Fortſetzung der Streitſchriften kam es nicht, da er in der Ausarbeitung derſelben durch die Nothwendigkeit einer dritten Auflage des Lebens Jeſu unterbrochen wurde, und nun das, womit jene ſich hatte beſchäftigen ſollen, im weſentlichen in das Hauptwerk ſelbſt aufnahm.

Im Dezember 1837 ſchrieb mir Strauß, als eben die dritte Auflage des Lebens Jeſu unter die Preſſe kommen ſollte: wenn er einmal damit fertig ſei, wolle er ſo bald keine theologiſche Feder mehr anrühren. Und wir haben wirklich von ihm aus dieſem und den nächſten zwei Jahren mehrere Arbeiten, welche mit ſeinen theologiſch-kritiſchen Unterſuchungen in keinem Zuſammenhang ſtehen: die Anzeigen von Hoffmeiſter's und Hinrichs' Werken über Schiller, von Auerbach's Spinoza, von einigen Schriften über Magnetismus und Beſeſſenſein, deren er auch ſchon 1836 zwei (von Kerner) recenſirt hatte, und anderes; ferner die früher erwähnte Schilderung Kerner's, und endlich die werthvolle, in die Perſönlichkeit,

die Schriften und Anſichten der beiden Männer ausführlich eingehende Abhandlung über Schleiermacher und Daub. Gehört aber ſchon die letztere ihrem Hauptinhalt nach wenigſtens der Geſchichte der Theologie an, ſo iſt ein anderes Erzeugniß der gleichen Zeit, die Selbſtgeſpräche über „Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum", ein noch unmittelbarerer Beweis dafür, daß es mit dem Niederlegen ſeiner theologiſchen Feder bei Strauß damals noch gute Wege hatte. Dieſe Selbſtgeſpräche ſind nämlich nichts anderes, als eine Antwort auf die Frage, was eine Anſicht, wie die ſeinige, von der Religion und dem Chriſtenthum noch übrig laſſe; und dieſe Antwort iſt in einem ſo verſöhnlichen Geiſte gehalten, daß ihr Verfaſſer in ſeinem Recht war, wenn er ſie (1839) mit dem Artikel über Kerner unter dem Titel: „Zwei friedliche Blätter" zuſammenfaßte, während er die Abhandlung über Schleiermacher und Daub (in demſelben Jahre) mit ſeinen übrigen kleineren Arbeiten in den „Charakteriſtiken und Kritiken" vereinigte. Zunächſt nämlich werden hier zwar die Hauptergebniſſe ſeines kritiſchen Werkes theils wiederholt, theils nach der dogmatiſchen Seite erweitert. Er ſetzt kurz und bündig auseinander, wie die Ausſicht auf eine jenſeitige Vergeltung für unſere Zeit nicht mehr die Bedeutung einer ſittlichen Triebfeder haben könne und dürfe; wie ebenſowenig die Auferſtehung Chriſti den Grund unſeres Glaubens an denſelben abgeben könnte, ſelbſt wenn ſich ihre Thatſächlichkeit und ihr wun-

derbarer Charakter ſicherer feſtſtellen ließe, als dieß in Wahrheit der Fall ſei; wie die Erlöſung durch ſein ſtellvertretendes Leiden und Sterben mit unſern moraliſchen Begriffen ſich nicht mehr vertrage, und deßhalb ſein Tod als äußere Thatſache nicht ſowohl für die Religion ſelbſt, als vielmehr nur für die Religionsgeſchichte und die religiöſe Bilderſprache noch Werth habe; wie von den Wundern der evangeliſchen Geſchichte nur ſolche uns nicht undenkbar ſeien, welche ſich ſchließlich wohl als etwas ungewöhnliches, aber nicht als etwas übernatürliches betrachten laſſen, welche daher keinerlei religiös-dogmatiſche Beweiskraft haben; wie weder die übernatürliche Erzeugung, noch die gottmenſchliche Natur Chriſti in unſerem Denken noch Raum finde, und der Kultus des Genius der einzige ſei, welcher den Gebildeten dieſer Zeit noch übrig geblieben. Aber eben dieſer Gedanke dient ihm nun als Brücke, um in weiterer Verfolgung der Andeutungen, welche er hierüber ſchon im dritten Heft der Streitſchriften gegeben hatte, für den Stifter des Chriſtenthums doch wieder den Vorzug, daß er ein Höchſtes in ſeiner Art ſei, zu gewinnen. Näher ſoll ſich dieſer Vorzug darauf gründen, daß der religiöſe Genius als ſolcher durch die harmoniſche Vollendung ſeines inneren Lebens ſich von allen andern unterſcheide und über ſie erhebe; auf dem religiöſen Gebiet ſelbſt aber das Höchſte, die vollendete Einheit des menſchlichen Selbſtbewußtſeins mit dem Gottesbewußtſein, dann erreicht ſei, wenn jenes ſo,

wie in Jeſus, in allen ſeinen Bewegungen ſich rein von dieſem beſtimmen laſſe, und dieſes Beſtimmtwerden zugleich als ſeine eigenſte Selbſtbeſtimmung wiſſe und empfinde. Strauß nähert ſich daher hier der Schleiermacher'ſchen Chriſtologie ſo weit an, daß er erklärt: ſo wenig die Menſchheit jemals ohne Religion ſein werde, ſo wenig werde ſie je ohne Chriſtum ſein, und je weniger wir Lehren und Meinungen ängſtlich feſthalten, welche dem Denken zum Anſtoß gereichen müßten, um ſo ſicherer bleibe uns Chriſtus als das Höchſte, was wir in religiöſer Beziehung kennen, als derjenige, ohne deſſen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich ſei. Wie ſeine letzte Schrift den Punkt ſeiner weiteſten Entfernung vom poſitiven Chriſtenthum bezeichnet, ſo bezeichnen die Selbſtgeſpräche über Vergängliches und Bleibendes den der größten Annäherung an dasſelbe; wie er ja gleichzeitig in der dritten Auflage des Lebens Jeſu auch in Betreff der hiſtoriſch-kritiſchen Fragen ſeine Bereitwilligkeit zur Verſtändigung mit den freiſinnigeren unter ſeinen Gegnern an den Tag legte. Später ſah er allerdings in der Stimmung, aus der jene Schrift hervorgegangen war, etwas ungeſundes; er bemerkte, der Schreck, ſich ſo allein zu ſehen, ſei ihm in die Glieder gefahren geweſen, und habe ihn zu dem verfehlten Verſuch verleitet, den Zuſammenhang zwiſchen ſich und der mehr oder minder gläubigen Menſchheit mittelſt eines, wenn auch noch ſo ſchmalen und ſchwankenden Stegs

zu ermöglichen; wenn er auch der Freundin nicht widersprechen wollte, die es rührend fand, daß er in den Selbstgesprächen so viel guten Willen habe, und doch seine Ueberzeugung aus allen Formen der Rücksicht hervorbreche.

Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß um dieselbe Zeit, in der in Strauß' eigener Stimmung diese Wendung eintrat, sich ihm auch die Aussicht eröffnete, als theologischer Lehrer an einer Universität zu wirken, indem ihm um den Anfang des Jahres 1839 von der freisinnigen Züricher Regierung an der dortigen Hochschule eine Professur der Theologie angeboten wurde. Er seinerseits fand in seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen keinen Grund, einen Ruf abzulehnen, der ihm die Gelegenheit eröffnete, für diese Ueberzeugungen in voller Freiheit thätig zu sein. Aber noch ehe er das neue Amt antreten konnte, sah sich die Regierung, die ihn berufen hatte, durch die eifrig genährte und geschickt geleitete Aufregung des Volkes veranlaßt, ihn wieder zur Ruhe zu setzen; ohne daß sie doch durch diese Nachgiebigkeit den Sturm hätte beschwören können, welcher in dem bekannten Aufstand vom September 1839 zum Ausbruch kam. Damit war Strauß die Hoffnung abgeschnitten, jemals zu der Lebensstellung und Wirksamkeit zu gelangen, die seiner Natur und seinen Wünschen mehr, als jede andere, entsprach, und für die er schon längst eine so hervorragende Befähigung bewiesen hatte. Es war

entschieden, daß er sein Leben lang das entbehren solle, dessen Entbehrung gerade auf ihm besonders schwer lasten mußte, die regelmäßige Berufsthätigkeit und alle die Anregung, Erfrischung und Befriedigung, die sie mit sich bringt, daß er wie ein Verfehmter unter die öffentlich anerkannten Vertreter der Wissenschaft, so weit er auch den meisten derselben überlegen sein mochte, keinen Zutritt finden, bei allem Lehrtalent wegen „moralischer Unbrauchbarkeit" nicht als Lehrer wirken könne; denn auch in eine philosophische Facultät, der er in mehr als Einem Fach die bedeutendsten Dienste hätte leisten können, ist er niemals vorgeschlagen oder berufen worden. Es war ihm wohl gelungen, seinem Namen in der Geschichte der Wissenschaft eine bleibende Bedeutung zu sichern, in jungen Jahren sich zum Mittelpunkt einer geistigen Bewegung von unberechenbarer Tragweite zu machen; aber er mußte schwer dafür büßen, daß es ihm seine Ueberzeugung zur Pflicht gemacht hatte, die aller andern einer so schonungslosen und so schwer zu widerlegenden Kritik zu unterziehen.

In demselben Jahr, in welcher die Züricher Berufungsgeschichte mit ihren Aufregungen, ihren Verdrießlichkeiten und ihrem ungünstigen Ausgang spielt, traf unsern Freund noch ein zweiter schwerer Schlag: der Tod seiner Mutter. Früher Jahre lang krank, hatte sie sich um die Zeit, in der Strauß sein elterliches Haus das erstemal verließ, wieder erholt, und sich während eines

Jahrzehends, wenn auch zart und schwach, einer leidlichen Gesundheit erfreut. In den letzten Jahren hatte sich dieß aber, nicht ohne Mitwirkung der früher berührten peinlichen Verhältnisse, geändert, ein wiederholter Besuch des nahen Bades, das ihr früher Hülfe gebracht hatte, blieb erfolglos, und im März 1839 erlag sie einer raschen Verschlimmerung ihres Leidens. Damit hatte auch das elterliche Haus für Strauß seinen Reiz und Werth verloren; zwei Jahre später (im April 1841) starb auch sein Vater.

Um so energischer warf sich Strauß auf das einzige, was ihm über die schmerzlichen und widrigen Erlebnisse weghelfen konnte, seine wissenschaftliche Arbeit. Sein Leben in Stuttgart war äußerst zurückgezogen und einfach. Mehrere Jahre wohnte er allein in einem kleinen Gartenhause hinter der Charlottenstraße, das er seinem Geschmacke gemäß auf's bescheidenste möblirt hatte; neben dem regelmäßigen Verkehr mit einigen näheren Freunden bildete ein kurzer Spaziergang, dann und wann der Besuch eines Theaters oder Concerts und im Sommer eine kleine Reise, seine einzige Erholung. Dagegen gieng er jeder größeren und geräuschvolleren Geselligkeit fast ängstlich aus dem Wege, und wenn er sich den Besuchen, welche die Neugierde oder die Bewunderung zu ihm führte, nicht entzog, so that er doch auch nichts, um sie aufzumuntern, wo er nicht ein ernsteres Interesse für seine wissenschaftlichen Forschungen wahrnahm. Er wollte jede Störung

fernhalten, um ſich der Arbeit mit geſammelter Kraft zu widmen, und faßte nun zunächſt Eine Aufgabe in's Auge, die er ſich ſchon vor Jahren geſtellt hatte. Wir haben gehört, wie er noch vor dem Plane zum Leben Jeſu den einer Dogmatik entworfen hatte, welcher dann aber in der Ausführung von jenem überholt und auf einige Zeit in den Hintergrund gedrängt wurde*). Jetzt kehrte er zu demſelben zurück: er beſchloß, ſeiner Arbeit über die evangeliſche Geſchichte eine ähnliche Arbeit über die chriſtliche Glaubenslehre zur Seite zu ſtellen, für welche er die Vorſtudien, urſprünglich als Vorbereitung für eine in Zürich zu haltende Vorleſung, ſchon theilweiſe gemacht hatte. Von den zwei Bänden derſelben wurde der erſte im Winter 1839—40, der zweite im Winter 1840—41 ausgearbeitet, jener erſchien 1840, dieſer 1841. Aber wie Strauß' Leben Jeſu zu einer Kritik der Erzählungen über das Leben Jeſu geworden war, ſo wurde ſeine Dogmatik zu einer Kritik der chriſtlichen Dogmatik. Die allgemeine Richtſchnur dieſer Kritik, der Maßſtab, welcher an die überlieferten Glaubensſätze angelegt wurde, war der Standpunkt der modernen Wiſſenſchaft und insbeſondere der der Hegel'ſchen Religionsphiloſophie, mit welcher Strauß, wenigſtens damals, theils in der ihr zu Grunde liegenden ſpekulativen Theologie, theils auch in der Vorausſetzung übereinſtimmte, daß es ſich bei den

*) Vgl. S. 27 und Strauß Glaubensl. Vorr.

Dogmen wesentlich um die wissenschaftliche Richtigkeit der Glaubensvorstellungen handle, daß sich daher ihre Berechtigung und Bedeutung nach dem Verhältniß der Uebereinstimmung oder des Widerstreits bestimme, in dem sie zu den Ergebnissen der neueren Wissenschaft und namentlich zu denen des Hegel'schen Systems stehen. Weil aber der Kritiker überzeugt ist, daß dieses Verhältniß sich nicht zufällig, sondern mit innerer Nothwendigkeit, nach allgemeinen geschichtlichen Gesetzen gemacht habe, fällt die Kritik des Dogma für ihn mit der Darstellung seiner geschichtlichen Bildung und Auflösung, mit der richtig verstandenen und angewandten Dogmengeschichte zusammen; und nur dadurch, daß sie sich an die letztere anlehnt, kann sie ihr Recht unwidersprechlich beweisen. „Die subjektive Kritik des Einzelnen — sagt er — ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann: die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objektiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleussen und Dämme nichts vermögen". „Die wahre Kritik des Dogma ist seine Geschichte"*). Strauß' Verfahren ist demnach dieses. Er durchgeht nach systematischer Reihenfolge die sämmtlichen Hauptstücke der Apologetik und Dogmatik; er giebt bei jedem zunächst eine Darstellung der biblischen Lehre; er zeigt, wie sich aus dieser, in den meisten Fällen erst nach längerem Schwan-

*) Glaubensl. I, X. 71.

ken und unter zunehmender Ausscheidung abweichender, als ketzerisch verworfener Annahmen, die Lehrbestimmungen der alten, der mittelalterlichen und der protestantischen Kirche herausbildeten; wie aber sofort auch in den Fragen, welche sie unbeantwortet, den Gegensätzen, welche sie unversöhnt, den Widersprüchen, welche sie ungelöst ließen, die Kritik der Socinianer, Arminianer, Deisten, Rationalisten u. s. f. bis auf Schleiermacher und Hegel herab einsetzte; er prüft die mancherlei Versuche, die gemacht wurden, um diese Kritik theils zu widerlegen, theils auf minder wesentliches zu beschränken; und er zieht schließlich aus allen diesen Betrachtungen und Erwägungen das Ergebniß, um festzustellen, wie viel von jedem Glaubensartikel der heutigen Wissenschaft gegenüber sich noch halten läßt. Seine Schrift soll, wie dieß schon ihr Titel ausdrückt, „die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft" darstellen; „sie soll (Vorr.) der dogmatischen Wissenschaft dasjenige leisten, was einem Handlungshause die Bilanz leistet"; sie soll „eine Uebersicht über den dogmatischen Besitzstand geben", und diese ist, wie Strauß glaubt, „in unseren Tagen um so dringenderes Bedürfniß, als sich die Mehrzahl der Theologen hierüber die größten Illusionen macht". „Man schlage, sagt er, den Abzug, den die Kritik und Polemik der zwei letzten Jahrhunderte vom alten theologischen Grundstocke gemacht haben, viel zu gering an, und dagegen die zweideutigen

Hülfsquellen, die man in der Gefühlstheologie und myſtiſchen Philoſophie des gegenwärtigen gefunden zu haben glaube, viel zu hoch. Man meine die Proceſſe, welche über jene Ausfälle noch obſchweben, zum größeren Theil ſchon gewonnen zu haben und aus den neueröffneten Schachten der reichſten Ausbeute gewiß zu ſein. Es könnte aber der Fall eintreten, daß jene Proceſſe ſämmtlich an Einem Tage verloren giengen: und wenn dann zudem noch dieſe neuen Gruben die Hoffnung täuſchten, ſo wäre das Falliment unvermeidlich." Was er hier im Vorwort als möglichen Fall in Ausſicht ſtellt, das läßt uns die Schrift ſelbſt allerdings als ſeine Meinung erkennen. Nicht blos die poſitiven Lehren, welche der Rationalismus ſchon längſt in Anſpruch genommen hatte, werden von Strauß mit der doppelten Waffe philoſophiſcher und hiſtoriſcher Kritik in entſcheidender, alle früheren Einwürfe zuſammenfaſſender und verſchärfender Weiſe bekämpft; ſondern auch gegen diejenigen Vorausſetzungen, welche die Gegner der kirchlichen Dogmatik bisher in der Regel mit ihren Vertheidigern getheilt hatten, die Perſönlichkeit Gottes, den Schöpfungsbegriff, die perſönliche, auf's Einzelne gerichtete Weltregierung, die perſönliche Fortdauer nach dem Tode, wendet ſich Strauß ſo nachdrücklich und unumwunden, daß der allgemeinſte und heftigſte Widerſpruch nicht ausbleiben konnte. Hatte er bei den Angriffen auf jene poſitiven Glaubensartikel eine weit verbreitete Denkweiſe hinter

ſich, ſo waren es hier nur wenige Vorgänger, auf die er ſich ſtützen konnte; und von dieſen war ein Spinoza und Fichte in theologiſcher Beziehung bei den meiſten ſo übel berufen, ein Schleiermacher umgekehrt hatte die Folgeſätze ſeines Pantheismus ſo geſchickt zu verſtecken und mit den Ausſagen ſeines chriſtlichen Bewußtſeins zu verſchmelzen gewußt, daß die Mehrzahl ſeiner Verehrer ſie kaum bemerkte, oder ſo weit dieß der Fall war, ſie als leichte, ob auch immerhin bedauerliche Flecken am Bilde des großen Mannes bereitwillig entſchuldigte. Strauß dagegen ſtand kein ſolcher Entſchuldigungsgrund zur Seite: er konnte weder ein anderweitiges Verdienſt um die Kirche für ſich anführen, noch hatte er im Ausſprechen ſeiner Ueberzeugung irgend eine Zurückhaltung beobachtet; er war vielmehr ausdrücklich darauf ausgegangen, das Verhältniß des chriſtlichen Glaubens zur Wiſſenſchaft unſeres Jahrhunderts vollſtändig zu klären; er war überzeugt (I, 356), falſche Vermittlungsverſuche ſeien genug gemacht, nur Scheidung der Gegenſätze könne weiter führen, und er verlangte, daß der Glaubende den Wiſſenden, wie dieſer jenen, ruhig ſeine Straße ziehen laſſe: „wenn es aber den Ueberfrommen gelingen ſollte, uns aus ihrer Kirche auszuſchließen, ſo werden wir dieß — erklärt er — für Gewinn achten.“ Aber trotzdem iſt es nicht ſeine Abſicht, die Fäden ſeinerſeits zu durchſchneiden, welche auch von ſeinem Standpunkt aus zur Zeit noch in die Kirche herüberreichten. Er be-

ſtreitet wohl Hegel's Behauptung, daß die Religion und die Philoſophie ihrem Inhalt nach identiſch und nur der Form nach verſchieden ſeien, aber er erkennt an, daß es Eine und dieſelbe Vernunft ſei, welche ihren reinſten Ausdruck in der Philoſophie finde, welche aber auch die Thätigkeit der Vorſtellung beherrſche und durch die aufſteigende Reihe der Religionen zu immer größerer Annäherung an die Wahrheit leite (I, 22); und über die chriſtliche Religion insbeſondere ſagt er (I, 30): es ſei gleich einſeitig, in ihr nur die Einheit des Göttlichen und des Menſchlichen oder nur ihre Trennung ſehen zu wollen. Denn ſo weit ſie von dem Monismus der neueren Spekulation entfernt ſei, und ſo leicht der Punkt der Einigung jener beiden Seiten in's unmerkliche verſchwinden könne, ſo ſei es doch eben dieſer verſchwindende Punkt, dem das Chriſtenthum ſeine weltgeſchichtliche Macht verdanke. Der Dualismus von Göttlichem und Menſchlichem ſei lange vor ihm auf's ſchärfſte ausgebildet geweſen; erſt die in der Perſon Chriſti vollzogene Verbindung der beiden Seiten habe neues geiſtiges Leben gezeugt. Dieß lautet doch immer noch als Einleitung zu einem ſo umfaſſenden Angriff auf das ganze Gebäude der chriſtlichen Glaubenslehre verſöhnlich genug: die Frage, welche Strauß dreißig Jahre ſpäter nicht mehr zu bejahen vermochte: „ſind wir noch Chriſten?" würde er damals ſchwerlich ſchon verneint haben.

Als wiſſenſchaftliche und ſchriftſtelleriſche Leiſtung

ſteht die Glaubenslehre hinter dem Leben Jeſu ſo wenig zurück, daß ſie vielmehr noch eine größere Reife der Kunſt zeigt. Das gründliche und umfaſſende dogmengeſchichtliche Wiſſen, welches bei allen einigermaßen erheblichen Punkten unmittelbar aus den erſten Quellen geſchöpft iſt, die vollendete Beherrſchung des unermeßlichen Materials, die Kunſt, mit der das bedeutendſte ſkizzirt und das kleinſte an der richtigen Stelle eingefügt iſt, der ſichere Wurf der Zeichnung, die gelungene Vertheilung von Licht und Schatten, die treffende Charakteriſirung jeder Anſicht und jedes Standpunkts; die ſcharfe Wahrnehmung, die gewandte Nachweiſung der ſchwachen Seiten, der Lücken und Widerſprüche in den dogmatiſchen Sätzen und Syſtemen, die geſchickte Benützung alles deſſen, was die Vorgänger brauchbares an die Hand gaben; die plaſtiſche Anſchaulichkeit des Ausdrucks, die Durchſichtigkeit der Anordnung und der Darſtellung, die geiſtvolle Lebendigkeit der Sprache — alle dieſe Vorzüge treten in der Glaubenslehre ebenſo ſtark oder noch ſtärker hervor, als in dem früheren Werke, und wenn es das letztere, namentlich bei den vielen ſich einförmig wiederholenden Wundererzählungen, nicht vermeiden konnte, bisweilen in ermüdende Einzelheiten einzugehen, ſo iſt jene bei einer größeren Mannigfaltigkeit ihres Gegenſtandes von Anfang bis zu Ende gleich ſehr geeignet, den Leſer auf jedem Punkte zu feſſeln. Daß ſie jedoch eine ebenſo ſtarke Bewegung hervorbringen werde, wie das Leben Jeſu, ließ

ſich ſchon deßhalb nicht erwarten, weil ihr dieſes einen beträchtlichen Theil ihrer Wirkung vorweggenommen hatte; und dazu kam, daß gleichzeitig mit dem zweiten Band der Glaubenslehre in Feuerbachs „Weſen des Chriſtenthums“ eine Schrift erſchien, die der Straußiſchen ihrem Inhalt und ihrer Richtung nach verwandt, mit Geiſt und Feuer geſchrieben, durch ihre populärere und zugleich radikalere Haltung einem Theile des Publikums noch beſſer zuſagte. Nichtsdeſtoweniger machte auch dieſes zweite Hauptwerk des berühmten Kritikers, wie man ſchon an der Zahl und an dem gereizten Ton der Gegenſchriften ſehen konnte, einen ſolchen Eindruck, und es war an ſich ſelbſt ſo bedeutend, daß ſich ihm nichts von allem, was ſeit Schleiermacher's Dogmatik ähnliches erſchienen iſt, in dieſer Beziehung zur Seite ſtellen läßt.

Nach der Vollendung der Glaubenslehre trat in der theologiſchen Schriftſtellerthätigkeit ihres Verfaſſers eine Pauſe ein, die mehr als 20 Jahre andauerte und erſt i. J. 1864 durch das „Leben Jeſu für das deutſche Volk“ unterbrochen wurde. So befremdend dieß aber bei einem Mann erſcheinen könnte, der mit dieſer reichen theologiſchen Bildung und Gelehrſamkeit ausgerüſtet, ſchon bei ſeinem erſten Auftreten auf dieſem Gebiete ſich einen europäiſchen Namen gemacht hatte, ſo begreift es ſich doch aus Strauß' Individualität und aus der Wendung, die theils ſein äußeres Leben, theils ſeine theologiſchen Anſichten genommen hatten. Wie Goethe ſeine Gedichte zunächſt

für sich selbst verfaßte, so verhielt es sich in gewissem Sinn auch mit Strauß, der überhaupt in seiner Sensibilität und in seinem Bedürfniß einer ungestörten individuellen Entwicklung dem von ihm mit der vollen Wärme einer congenialen Natur bewunderten Dichter verwandt war. Er griff zur Feder, um das, was sein Interesse erregte, durch wissenschaftliche Bearbeitung und künstlerische Gestaltung sich anzueignen, oder um von dem, was in sein Gedanken- und Gemüthsleben störend eingriff, durch eine erschöpfende Auseinandersetzung sich zu befreien. Er müsse zornig sein, um zu schreiben, sagte er in letzterer Beziehung einmal einem Freunde. Die Wirkung seiner Schriften auf andere stand für ihn, so wenig sie ihn gleichgültig ließ, doch erst in zweiter Reihe. Jenen Dienst für sich selbst nun hatten ihm seine theologischen Werke geleistet: er war über seine Stellung zur Theologie im reinen; und in seiner Auseinandersetzung mit ihr war das positive Interesse, das er früher an ihr genommen hatte, so abgeschwächt worden, daß es ihn lange nicht mehr zu ihr zurückführte. Da ihn ferner kein Lehramt zur fortgesetzten Beschäftigung mit theologischen Fragen nöthigte, erhielt er auch von außen her keinen wirksamen Anstoß zur schriftstellerischen Thätigkeit in diesem Fache: er zog sich mit seiner eigenen Arbeit von demselben zurück, verfolgte die Arbeiten seiner Freunde als theilnehmender Zuschauer, war aber zur Betheiligung an denselben, so erwünscht sie diesen um der Sache und

um ihrer Zeitschriften willen gewesen wäre, nicht zu bewegen.

Während er sich so als Schriftsteller von der Oeffentlichkeit abwandte, dachte er nun ernstlich daran, sich für sich selbst in einer ihm zusagenden Häuslichkeit die Grundlage eines befriedigenden menschlichen Daseins zu schaffen. Es war seinen Freunden nicht unbekannt, daß schon vor Jahren eine hochbegabte Künstlerin, welche in Stuttgart als Gast aufgetreten war, Agnese Schebest, nicht blos durch die Schönheit ihres Gesangs und die klassische Vollendung ihres Spiels, sondern auch durch die Anmuth ihres Wesens und den Zauber ihrer persönlichen Erscheinung einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ein zweites Gastspiel gab Gelegenheit, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, und im August 1842 fand in Horkheim bei Heilbronn vor wenigen Freunden und Freundinnen die Trauung statt. Die Neuvermählten wohnten erst in der Nähe von Heilbronn in dem schön gelegenen Schlößchen am Eingang des Dorfes Sontheim, dann in Heilbronn selbst, wo es an Gelegenheit zum Verkehr mit befreundeten Familien nicht fehlte. Besonders nahe standen Strauß hier mit ihren Frauen seine beiden Jugendfreunde Märklin und Kaufmann: jener Professor an dem Gymnasium, seit ihren Universitätsjahren durch Gemeinschaft der Studien und der Ansichten eng mit ihm verbunden, derselbe, dessen tüchtigen und liebenswürdigen Charakter Strauß in der bekannten Biographie so warm

und lebendig geschildert hat; dieser seinem Beruf nach Lehrer der Mathematik, zugleich aber ein ausgezeichneter Musiker, dessen naturfrisches gemüthvolles Wesen sich in reizenden Liedercompositionen aussprach. Dazu Kerner und seine Familie in dem nahen Weinsberg, die älteste Tochter in Heilbronn an Strauß' Freund und Hausarzt, Dr. Niethhammer, verheirathet; und neben dieser ein nicht ganz kleiner Kreis, in dem Strauß, namentlich bei den regelmäßigen abendlichen Zusammenkünften der Männer, Erholung und Anregung fand: Gymnasiallehrer, wie Finckh und Schnitzer, die sich beide durch philologische, der letztere auch durch theologische Arbeiten einen geachteten Namen gemacht haben, und als der letztere wegkam, Rümelin, jetzt Kanzler der Universität Tübingen; Beamte, Aerzte, wie der originelle, den Lesern von Strauß' Kleinen Schriften (N. F. 333 f.) durch seine Gedächtnißrede auf denselben bekannte Dr. Sicherer; Kaufleute, wie der allgemein verehrte spätere Märzminister Goppelt und der von Strauß, gleichfalls in den Kleinen Schriften (N. F. 476 f.), durch einen heiteren Schwank verewigte „Papierreisende" Künzel, dessen stets bereite Gefälligkeit in Sachen des täglichen Lebens er seinerseits durch einen literarischen Freundschaftsdienst erwiederte, indem er ihm bei der Herausgabe eines noch ungedruckten Schiller'schen Lustspiels an die Hand gieng.

Aber so manches angenehme seine damaligen Verhältnisse Strauß darboten, so mangelte es ihm doch leider

gerade an den zwei für ihn unentbehrlichsten Bedingungen eines dauernden Glückes: es fehlte ihm außer dem Hause an einer regelmäßigen Berufsthätigkeit, und es fehlte im Hause an der Harmonie der Gemüther, für die nichts anderes, sei es an sich selbst noch so werthvoll, einen Ersatz giebt. Die Charaktere, die Bildungsformen und die bisherigen Lebenswege der beiden Gatten waren zu ungleich, ihre Ansprüche an einander und an das Leben zu verschieden, und beide in ihrer Eigenthümlichkeit zu festgewurzelt. Ihre Ehe war nicht glücklich, und nach fünf Jahren wurde sie, ohne gesetzliche Scheidung, durch Uebereinkunft beider Theile thatsächlich getrennt. Die Frau zog nach Stuttgart, wo sie manche Freunde hatte, und lebte hier bis zu ihrem Tode, der drei Jahre vor dem ihres Gatten, den 22. Dezember 1870, erfolgte; Strauß begann ein Wanderleben, unter dessen Ungemüthlichkeit er nicht wenig litt, ohne daß er sich doch irgendwo länger, als auf wenige Jahre, festzusetzen vermocht hätte. Aber Eines hatte er aus dem Schiffbruch seines häuslichen Lebens gerettet: zwei Kinder, deren Liebe und deren geistige Entwicklung eine Quelle der Freude für ihn wurde, und deren weiterer Lebensgang sich gleichfalls in erwünschter Weise gestaltete: das ältere eine Tochter, das jüngere ein Knabe. Zunächst zwar blieben beide noch bei ihrer Mutter; nach einigen Jahren jedoch nahm sie Strauß zu sich und gewann dadurch dasjenige, dessen vollen und ungetrübten Besitz ihm das

Schickſal verſagt hatte, zu einem bedeutenden Theile zurück.

Es hieng mit den eben beſprochenen Verhältniſſen zuſammen, daß Strauß, nachdem er ſich von der Theologie zurückgezogen hatte, mehrere Jahre ſich zu keiner größeren ſchriftſtelleriſchen Arbeit entſchließen konnte. Unbeſchäftigt war er darum nicht: er las und ſtudirte nach ſeiner Gewohnheit unabläßig; aber er kam nicht dazu, etwas zu ſchreiben, er fand keinen Gegenſtand, der ihn hiefür ſtark genug angezogen hätte, und wenn er einmal einen in's Auge gefaßt hatte, ließ er ihn doch bald wieder fallen. Das erſte, wodurch er die Leſewelt nach der Glaubenslehre wieder an ſich erinnerte, war ein Vortrag, den er ſeinen Heilbronner Freunden gehalten hatte und durch Quellenbelege erweitert herausgab: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäſaren oder Julian der Abtrünnige"; ein geiſtvoll ausgeführtes Geſchichtsbild, aber zugleich die feinſte und ſchlagendſte politiſche Satyre; um ſo ſchlagender, je weniger ſich gegen die Treue der geſchichtlichen Darſtellung einwenden ließ, und je greifbarer ſich Zug für Zug die Parallele, auf welche das Ganze angelegt war, auch ohne Nennung eines Namens, dem Leſer aufdrang. Doch hatte er bereits auch eine umfaſſendere Arbeit begonnen. Eine Sammlung von Briefen des ſchwäbiſchen Dichters Schubart, die ihm überlaſſen worden war, gab ihm Anlaß, ſich eingehender mit dieſem Mann zu beſchäftigen, der ſchon durch ſeine Schickſale, als ein Opfer

des fürſtlichen Deſpotismus, noch mehr aber durch ſeine naive, gutherzige, vollſaftige, ſanguiniſche Natur ein beſonderes Intereſſe für ihn hatte, deſſen Lieder und Geſchichte ihm überdieß noch von ſeinem elterlichen Haus her bekannt waren. Es gelang ſeiner Betriebſamkeit, die Zahl der Briefe und Urkunden aus anderweitigen Quellen zu vermehren, mit dem Material wuchs auch der Trieb zu ſeiner Verwerthung, und ſo entſtand „Schubart's Leben in ſeinen Briefen" als die erſte von den anziehenden biographiſchen Darſtellungen, die Strauß' Schriftſtellerthätigkeit von da an fünfzehn Jahre lang faſt ausſchließlich in Anſpruch nahmen, und ihm reichliche Gelegenheit gaben, mit der Gründlichkeit ſeiner Forſchung zugleich die Vielſeitigkeit ſeiner Bildung, die Anmuth und Gewandtheit ſeiner Darſtellung, die ihm in ſeltenem Maß eigene Gabe künſtleriſcher Geſtaltung an unverfänglichen, dem theologiſchen Streit fernliegenden Stoffen zu bewähren. Um den Anfang des Jahrs 1848 kam der Schubart unter die Preſſe; aber nach wenigen Wochen brachte der Ausbruch der politiſchen Stürme den Druck zum Stillſtand, und erſt im folgenden Jahre trat das Werk in zwei Bänden an das Licht.

Das Bewegungsjahr 1848 griff indeſſen auch noch nach einer anderen Seite in das Leben unſeres Freundes ein. Als im März dieſes Jahrs das deutſche Volk ſeine beſten und hervorragendſten Männer muſterte, um ſie nach Frankfurt in die Paulskirche abzuordnen, da, meinten

viele, dürfe auch Strauß in der Verſammlung, die eine neue Ordnung der Dinge für Deutſchland begründen ſollte, nicht fehlen. Er ſelbſt zwar war anfangs nicht dieſer Meinung: nicht blos (ſchrieb er mir den 27. März), weil er ſich nie zu einer Volksrede in einer Wählerverſammlung verſtehen könnte, ſondern auch weil er keinen Trieb nach einer ſolchen Stelle in ſich verſpüre. Dieſe ganze politiſche Bewegung mit ihrem trüben Gähren ſei ihm in ihren Ergebniſſen noch allzu problematiſch, als daß er ſich darein zu miſchen Luſt haben könnte, ungerechnet noch, daß ſie für einen Mann des beſchaulichen Lebens, wie er, etwas unbehagliches habe. Allein auf die Länge vermochte er den Bitten ſeiner Ludwigsburger Mitbürger, welche ihm die Candidatur für ihren Bezirk anboten, nicht zu widerſtehen, und auch ſeine Abneigung gegen Wahlreden wurde ſo weit überwunden, daß er deren theils in Ludwigsburg theils an anderen Orten eine ganze Anzahl hielt. Und wäre es nur auf dieſe Stadt ſelbſt angekommen, ſo war an ſeinem Erfolg nicht zu zweifeln. Allein bei der Landbevölkerung ſtand ihm der Ruf der Unchriſtlichkeit im Wege, und ſo gelang es der pietiſtiſchen Agitation, die von der evangeliſchen Geiſtlichkeit ihrer Mehrzahl nach unterſtützt wurde, ſeine Wahl zu hintertreiben und die eines querköpfigen Fanatikers durchzuſetzen, der in der Folge jener Parthei ſelbſt durch ſeine excentriſchen Einfälle läſtig genug geworden iſt. Seine Wahlreden ließ Strauß unter dem Titel: „Sechs theo-

logiſch-politiſche Volksreden" erſcheinen; und Volksreden im beſten Sinn waren es, wahre Muſter lichtvollſter Gemeinverſtändlichkeit, voll politiſcher Einſicht, für den Bundesſtaat unter preußiſcher Führung, für das Maßhalten in den freiheitlichen Forderungen ſich erklärend, in dem würdigen Ton eines Mannes, der keine Ehre für ſich ſucht, aber ſeine Kräfte dem Dienſt des Gemeinweſens zur Verfügung ſtellt. Eine Wirkung der Erfahrungen, welche Strauß bei dieſer Gelegenheit gemacht hatte, war die Ueberzeugung, die er im Vorwort zu den Volksreden ausſpricht, daß das direkte Wahlverfahren um ſo weniger tauge, je unbeſchränkter das Wahlrecht ſei. In Ludwigsburg hatte Strauß' Durchfall bei der Wahl eine ſolche Aufregung gegen ſeine Gegner hervorgerufen, daß er ſich veranlaßt fand, zur Beſchwichtigung der Gemüther noch eine Rede in einer Volksverſammlung zu halten. Um ſo weniger wollten ſich ſeine Mitbürger die Ehre nehmen laſſen, wenigſtens in der würtembergiſchen Ständeverſammlung von ihm vertreten zu werden; und da hier die Stadt für ſich allein zu wählen hatte, erfolgte ſeine Wahl im Mai 1848 mit großer Einſtimmigkeit. Als jedoch Strauß im September aus München, wo er den Sommer zugebracht hatte, nach Stuttgart zu der jetzt eröffneten Ständeverſammlung kam, zeigte es ſich nur zu bald, daß die Bedenken nicht ohne Grund geweſen waren, die bei ihm anfangs der Annahme eines Abgeordnetenſitzes im Weg ſtanden. Mit ſeinen nüchternen und ge-

mäßigten politiſchen Anſichten, ſeinem Widerwillen gegen alles unklare, phraſenhafte und tumultuariſche, mit dem kritiſchen Mißtrauen, welches durch die Selbſtzufriedenheit einer herrſchenden Strömung bei ihm immer herausgefordert wurde, war Strauß nicht der Mann dazu, der öffentlichen Meinung, die ſich in Würtemberg damals noch, wie im ganzen ſüdweſtlichen Deutſchland, dem Radikalismus immer mehr zuneigte, auf dieſem Wege zu folgen; und er ſprach dieß in der Ständeverſammlung und in öffentlichen Blättern mit gewohnter Furchtloſigkeit aus; zog ſich aber dadurch, wie ſich erwarten ließ, nicht blos von radikaler Seite leidenſchaftliche Angriffe zu, ſondern machte auch manche von ſeinen bisherigen Freunden an ſich irre. Beſonders verübelt wurde es ihm, daß er ſich in der Kammer über die Zügelloſigkeiten der Preſſe unumwunden geäußert, und daß er bei einer ſehr erregten Verhandlung über die Erſchießung R. Blums das Verhalten des öſterreichiſchen Kriegsgerichts entſchuldigt, das des Erſchoſſenen ſtreng verurtheilt hatte. Eine Aufforderung, ſein Mandat niederzulegen, die er deßhalb aus Ludwigsburg erhielt, lehnte er in feſtem Ton mit der Erklärung ab, er habe nach den Grundſätzen gehandelt, die er vor ſeiner Wahl klar ausgeſprochen habe, ein Jaherr der Tagesmeinung ſei er nie geweſen, und ſeine Abgeordnetenſtelle aufzugeben wäre er zwar ſeinerſeits ſehr geneigt, aber ſo lange nur ein kleiner Bruchtheil ſeiner Wähler dieß verlange, glaube er ſich nicht

dazu berechtigt. Aber nach wenigen Wochen mußte er die Ueberzeugung gewinnen, daß in einer gesetzgebenden Versammlung, die auf der abschüssigen Bahn des Radikalismus immer weiter geführt wurde, in der er sich mit seinem alten Gegner Wolfgang Menzel zusammen auf die Rechte gedrängt sah, und bei jeder wichtigeren Abstimmung regelmäßig mit Ritterschaft und Prälaten in der Minderheit war, seines Bleibens nicht länger sein könne; und als er einmal auf Andringen der Radikalen einen unverdienten Ordnungsruf erhielt, erklärte er unter Verzicht auf sämmtliche ihm zustehende Diäten seinen Austritt aus der Kammer, den er in einem Schreiben an seine Wähler (23. Dezember 1848) mit der Aussichtslosigkeit seines ferneren Wirkens in dieser Körperschaft rechtfertigte. Er selbst war sich bewußt, daß er damit nur gethan habe, was seiner Natur gemäß war; und wenn er vorher schon von der politischen Befähigung der Masse keine höhere Meinung gehabt hatte, als von ihrem Beruf, über theologische Dinge zu urtheilen, so konnte er in dieser Ansicht durch alles das, was er in jenem Jahre beobachtet und erlebt hatte, nur bestärkt werden. Hatte der Gang der Dinge auf ihn im allgemeinen einen niederschlagenden Eindruck gemacht, und fand er auf der einen Seite so wenig zu loben, wie auf der andern, so flößte ihm doch die Demokratie noch eine tiefere Abneigung ein, als ihre absolutistischen Gegner. Die deutschen Verhältnisse, schreibt er den 30. Mai 1849, seien in einem Zu-

ſtand, der unmöglich kläglicher ſein könnte. „Rechts und links, bei Fürſten und Volksmännern, ebenſo wenig Einſicht als Redlichkeit, und der drohende Bruch eigentlich nur dadurch noch aufgehalten, daß die Rathloſigkeit beiderſeits zu groß iſt. Mein Glaubensbekenntniß in dieſen Wirren iſt kurz beiſammen. Ich war aufrichtig für die Durchführung eines wahren Conſtitutionalismus und einer feſten Einheit mit möglichſter Schonung des Beſtehenden: geht es aber damit nicht, und habe ich nur zwiſchen fürſtlichem und Maſſendeſpotismus zu wählen, ſo bin ich unbedenklich für den erſteren. . . . Du magſt mich darüber verketzern, aber ich kann nicht anders, der letzte Blutstropfe in mir verabſcheut noch Maſſen- und Demagogenherrſchaft als das äußerſte aller Uebel.“ Es war dieß bei ihm unſtreitig eine wohlerwogene politiſche Ueberzeugung; aber es war zugleich auch der tief innerliche Widerwille ſeiner idealen, zartfühlenden, verletzlichen, bei aller bürgerlichen Schlichtheit doch in der beſten Bedeutung des Wortes vornehmen Natur gegen den Lärm und die Rohheiten des Marktes, gegen die Herrſchaft der Phraſe, die unklaren Inſtinkte und die unverſtändigen Leidenſchaften der Maſſe.

Strauß ſchlug nun ſeinen Wohnſitz in München auf, und lebte hier wieder ſo einſam und zurückgezogen, wie früher in Stuttgart, der Kunſtſchätze, namentlich derjenigen in der Glyptothek, ſich erfreuend, in ſeinem Umgang auf eine kleinere Zahl von Bekannten beſchränkt,

unter denen er am nächsten und fleißigsten mit dem Orientalisten Neumann und seiner Familie verkehrte. Im Herbst 1851, als er seine Kinder zu sich nehmen konnte, zog er mit ihnen zuerst nach Weimar, wo er mit seinem alten Universitätsfreund Adolph Schöll die Erinnerungen aus der goldenen Zeit der deutschen Poesie pflegte und namentlich Göthe's Spuren nachgieng, dessen warmer Bewunderer er immer gewesen ist; im folgenden Sommer nach Köln, dem Wohnort seines Bruders. Für die Führung des kleinen Hauswesens, das er sich nun wieder einrichtete, und für die Erziehung der Kinder wurde weibliche Unterstützung gewonnen, an dem Unterricht der letzteren betheiligte er selbst sich mit Liebe und Geschick, und wenn der eine oder der andere von seinen näheren Freunden zum Besuch kam, war er sicher, einen liebenswürdigen Wirth an ihm zu finden.

Für die literarische Arbeit, welche ihm auf's neue zum Bedürfniß geworden war, suchte Strauß in der ersten Zeit seines Münchner Lebens vergebens nach einem geeigneten Thema. Er dachte an eine Kritik oder kritische Geschichte der christlichen Moral, nachher an eine Monographie über Diderot; aber dieser wußte ihn bei näherer Bekanntschaft mit seinen Werken doch nicht so zu fesseln, daß er über ihn mehr, als einen Artikel im Morgenblatt (Mai 1849), hätte schreiben mögen; jene schreckte ihn durch die Masse und Zerstreutheit des Materials ab, welches zusammenzubringen, wie er meinte, seine Spaten-

und Karreneinrichtung durchaus nicht ausreiche. Denn das Materialiensammeln, behauptete er, werde ihm ungemein schwer, nicht nur durch Unluſt, sondern auch durch Mangel an Geſchick. Das einzige, was ihm bei einer Arbeit Freude mache, sei die Compoſition; das vorherige Sammeln sei ihm nur eine traurige Nothwendigkeit, weil ihm die freie Compoſition verſagt sei, um ſo trauriger, da es ihm weit mehr Beſchwerlichkeit mache, als einem andern. Das letztere war nun gewiß nicht richtig: Strauß arbeitete auch als Gelehrter ſehr leicht und raſch und dabei ungemein gründlich und genau; aber das mag ſein, daß ſeine künſtleriſche Natur ihm das Sammeln eines vorerſt noch formloſen Stoffes zu einem unangenehmeren Geſchäft machte, als denen, für welche die Vollſtändigkeit und Zuverläſſigkeit des Materials die Hauptſache und die ſchriftſtelleriſche Form bloßes Beiwerk iſt. Erſt wenn er fühle, ſagt er, wie der Lehm in ſeinen Händen ſich erweiche, wie er bereitwillig, ja gewiſſermaßen von ſelbſt, die Form annehme, die ſeine Finger ihm geben wollen, da fühle er ſich im Genuſſe ſeines Talents und dieß ſei auch gewiß ſein eigenthümlichſtes Talent.

Während er ſich nun nach einigen kleineren Reiſen, die er im Sommer 1849 gemacht hatte, wieder nach einer ihm zuſagenden Arbeit umſah, brachte ihm plötzlich ein ſchmerzliches Ereigniß die Aufforderung zu einer ſolchen: der Tod ſeines Freundes Märklin. Er erwartete ihn eben bei ſich in München zum Beſuch, als ſtatt ſeiner

die Nachricht eintraf, er sei den 18. October einem rasch verlaufenden typhösen Fieber erlegen. Bald war der Entschluß gefaßt, dem Freunde außer dem Nekrolog im Schwäbischen Merkur noch ein größeres und dauernderes Denkmal zu setzen; und nach weniger als Jahresfrist war die Biographie fertig, welche für uns um so höheren Werth hat, da sie mit Märklin's Jugendgeschichte zugleich die seines Biographen enthält, mit jenem auch diesen nach der gemüthlichen Seite seiner Natur dem Leser bekannt macht, und ihm einen Einblick in die Wege gewährt, auf denen die beiden Freunde, unter inneren und äußeren Hindernissen, sich zu ihrem wissenschaftlichen Standpunkt durcharbeiteten. Daß Strauß Mühe hatte, für diese Schrift einen Verleger zu finden, ist für die Wirkung bezeichnend, welche die politische Bewegung und die darauffolgende politisch-theologische Reaktion auf die Literatur ausübte. Auch von der Aufnahme, die sie fand, war er nicht befriedigt, so viel sie immerhin ohne Zweifel dazu beitrug, die gegen ihn herrschenden Vorurtheile zu berichtigen. Er erhielt den Eindruck, man wolle ihn nicht mehr lesen: also wollte er auch nicht mehr schreiben; und wirklich trat er in den nächsten Jahren nur mit einigen Arbeiten geringeren Umfangs hervor, welche sich mit früheren und späteren ähnlicher Art im ersten Theil der „Kleinen Schriften" finden. Der Plan eines populär-theologischen Werks in Wörterbuchform, mit dem er sich eine Zeitlang trug, wurde wieder bei Seite gelegt.

Erſt 1854 nahm er wieder etwas größeres vor, die Biographie des Dichters und Philologen Nicodemus Friſchlin, welche im Herbſt 1855 erſchien. Dieſes Leben eines talentvollen Humaniſten, dem in der Maßloſigkeit ſeines Weſens eine Verkettung von eigener Verſchuldung, von gegneriſchen Angriffen und unglücklichen Umſtänden einen tragiſchen Untergang brachte, iſt ein Gegenſtück zu dem Leben des ſchwäbiſchen Dichters, der eine ähnlich angelegte Natur ebenſowenig zu bemeiſtern vermochte, und der auch in ſeinen Schickſalen mit jenem manchen Vergleichungspunkt darbietet. Mit gründlicher Forſchung aus einer Maſſe von gedruckten wie von ungedruckten und bis dahin unbenützten Urkunden geſchöpft (deren augenverderbende Entzifferung, namentlich die der Friſchliniſchen Briefe, viele Mühe machte), iſt es ein höchſt werthvoller Beitrag zu der deutſchen Kultur- und Literaturgeſchichte des 16. Jahrhunderts; und die genaue Zergliederung der einzelnen Schriften Friſchlin's, die ſich Strauß darin zur Pflicht macht, wird demjenigen, welcher ſein Buch im wiſſenſchaftlichen Intereſſe benützt, um ſo willkommener ſein, je ſchwerer ein Theil jener Schriften zu bekommen und je ermüdender er zu leſen iſt. Aber ſo geſchickt dieſe Auszüge gemacht ſind, und ſo wenig auch dieſem Werk die bekannten Vorzüge der Straußiſchen Darſtellung fehlen, ſo lag doch ſein Gegenſtand dem Intereſſe des größern Publikums zu ferne, und der Stoff war an ſich ſelbſt zu ſchwerflüſſig, als daß es ebenſo populär

werden konnte, wie die übrigen Schriften seines Verfassers.

Der letztere war inzwischen (im Herbst 1854) von Köln, welches ihm doch auf die Dauer an literarischen Hülfsmitteln und wissenschaftlichem Verkehr zu wenig gewährte, nach Heidelberg übergesiedelt, wo er sechs Jahre lang blieb. Er hatte seinen Sohn einem Lehrer in Oehringen, einige Meilen von Heilbronn, wo nähere Freunde von ihm lebten, in Pension gegeben. Die Tochter wurde in seinem neuen Wohnort selbst, in dem Heidel'schen Institut erzogen, an dessen Vorsteherin er und sie eine treue Freundin fanden; und er selbst rechnet in seinen mir vorliegenden Aufzeichnungen die Jahre, während der er sie, unter der Obhut trefflicher Menschen, an seiner Seite heranwachsen sah, zu den stillglücklichsten seines Lebens. Er für seine Person kehrte zu seinem früheren einfachen Junggesellenleben zurück; doch richtete er sich so ein, daß er einen Freund beherbergen und seinen Sohn in den Ferien bei sich haben konnte. Für seine Arbeiten gewährte die Universitätsbibliothek die nöthigen Hülfsmittel; zu erfreulichem und fruchtbarem Umgang fand sich in den akademischen Kreisen reiche Gelegenheit. Strauß stand mit den meisten von den wissenschaftlichen Größen des damaligen Heidelberg, einem Schlosser, Vangerow, R. v. Mohl, Häusser, R. Bunsen u. s. w., außerhalb der Universität mit dem Historiker Weber, dem sinnigen und freidenkenden Prediger Zittel

und einigen andern in freundschaftlichem Verkehr; am engsten schloß er sich aber an Kuno Fischer und an Gervinus an, mit dem er zwar weder in musikalischen und ästhetischen, noch auch später in politischen Dingen durchaus übereinstimmte, den er aber wegen seines reichen und bedeutenden Geistes, seiner gebildeten Humanität, seines hohen und reinen Charakters sehr hoch stellte; und beide Verbindungen waren für ihn um so werthvoller, da auch die Frauen seiner Freunde in sein Verhältniß zu den Männern theilnehmend und verständnißvoll eingiengen. Denn der Umgang mit gebildeten Frauen war seiner ästhetisch angelegten, mit der lebhaftesten Empfänglichkeit für alles Schöne und Anmuthige ausgestatteten Natur Bedürfniß; und er selbst schloß in diesem Verkehr, in dem er sich mit der ungezwungensten Feinheit zu bewegen wußte, die zarten Seiten seines Gemüths wie die glänzenden seines Geistes mit einer Liebenswürdigkeit auf, der schwer zu widerstehen war. Im Dezember 1856 gieng Fischer nach Jena; dagegen trat um diese Zeit Julius Meyer (jetzt Director des Berliner Museums) Strauß immer näher, auch er verließ aber Heidelberg noch vor ihm. Für Besuche bei auswärtigen Freunden oder von ihnen und für die sommerlichen Erholungsreisen, die er am liebsten mit seinen Kindern in ihren Ferien machte, lag sein neuer Wohnort gleichfalls sehr günstig, während die reizenden Umgebungen desselben zu genußreichen Spaziergängen und Ausflügen aufforderten. Es traf so vieles

zuſammen, um die Jahre, die er in Heidelberg zubrachte, angenehm und befriedigend für ihn zu machen.

Auch ſeine Arbeiten gediehen in dieſer Umgebung. Der Druck des Friſchlin war noch nicht vollendet, als er bereits mit der Sammlung der Materialien für das Leben Ulrich's von Hutten begann, bei welcher ihn Böcking, damals eben mit ſeiner muſterhaften Ausgabe von Hutten's Werken beſchäftigt und durch dieſe gemeinſamen Studien mit ihm zuſammengeführt, zuvorkommend unterſtützte. Das neue Werk ſelbſt erſchien im Herbſt 1857 in zwei Bänden, in einer zweiten, kürzeren Bearbeitung 1871. Als ein dritter Theil wurden der erſten Ausgabe drei Jahre ſpäter die „Geſpräche von Ulrich von Hutten" beigefügt, eine mit erläuternden Einleitungen verſehene Ueberſetzung ſämmtlicher von Hutten verfaßter Geſpräche, mit Ausnahme der drei älteſten. Hier hatte ſich nun Strauß einen viel bedeutenderen Stoff gewählt, als für irgend eine ſeiner früheren biographiſchen Darſtellungen: einen Mann, dem an Kühnheit und Freiheit des Geiſtes kein anderer von den Helden der Reformationszeit den Rang abläuft, in deſſen Kämpfen nicht blos die wichtigſte religiöſe, ſondern zugleich auch eine von den wichtigſten wiſſenſchaftlichen, politiſchen und nationalen Bewegungen, welche die Geſchichte unſeres Volkes kennt, ſich abſpiegelt und zu einem guten Theile ſich vollzieht; ein Leben, neben welchem das eines Märklin ſich nur wie eine harmloſe Idylle, das eines Schubart oder Friſchlin wie ein

Sturm in einem Teiche neben dem im offenen Meer ausnimmt. Ein wesentlicher Vortheil für den Biographen lag ferner darin, daß es sich hier nicht blos um einen Mann des Gedankens, sondern auch der That, um eine frische, kräftige, selbst einen Anflug von Wildheit nicht verläugnende Natur, und um einen geschichtlichen Verlauf handelte, der durch spannende Entwicklungen, durch einen Wechsel von Erfolgen und Mißerfolgen zu einem Ausgang von erschütternder tragischer Wirkung hinführte. Wollte der Geschichtschreiber diesem Stoffe gerecht werden, so mußte er ihn in größerem Styl behandeln, als die bisherigen. Dieß geschah denn auch wirklich. Auf der zuverlässigen Grundlage umfassender und genauer Quellenstudien entwirft Strauß in seinem Hutten von der Entwicklung, dem Lebensgang und den Schicksalen dieses Mannes, von den Bestrebungen, dem Treiben und den bedeutenderen Persönlichkeiten des Humanistenkreises, dem er angehörte, und zugleich von der gewaltigen Bewegung der Zeit, in die er so kräftig eingriff, ein Bild, das uns um so lebhafter anzieht und fesselt, je wärmer die persönliche Theilnahme des Schriftstellers an seinem Helden hervortritt, je weniger er es verläugnet, daß er die in seinem Gegenstand selbst liegende, durch die rein geschichtliche Darstellung sich ungesucht aufdringende Parallele zwischen den Aufgaben und Kämpfen des sechszehnten und denen des neunzehnten Jahrhunderts dem Leser nahelegen, daß er die Mahnworte, die Hutten an seine

Zeit richtete, durch den Mund desſelben an die unſrige richten will. Er ſelbſt hat ſich in der Vorrede zur zweiten Ausgabe hierüber ausgeſprochen. Er erinnert an die Umſtände, unter denen ſein Hutten das erſtemal an's Licht trat, an „die Jahre, da Germania nach einer erſchöpfenden Fehlgeburt in tiefer Schwäche lag, da die großen und kleinen Dränger ihrer von neuem Meiſter geworden waren," „die Zeit der Concordate, jener Knechtungsverträge mit Rom," mit denen Oeſterreich vorangieng und die ſüddeutſchen Regierungen nachzufolgen bereit waren. „Damals rief ich: iſt denn kein Hutten da? und weil unter den Lebenden keiner war, unternahm ich es, das Bild des Verſtorbenen zu erneuern und dem deutſchen Volke vor Augen zu ſtellen." Aber auch jetzt (fügt er in den Tagen des Frankfurter Friedens bei), nachdem Deutſchland wieder einen Kaiſer habe und an der Spitze der Nationen daſtehe, ſolle Hutten nicht als müßiger Tafelgaſt zum Siegesfeſte berufen werden, ſondern um mitzuarbeiten an den großen Aufgaben, die noch vor uns liegen, an dem Ausbau der deutſchen Einigkeit und Freiheit, an dem Kampfe gegen das geiſtliche Rom und gegen die Finſterlinge auch im proteſtantiſchen Deutſchland. Er habe ſich Deutſchlands Macht und Größe, für die er ſchwärmte, ſtets begründet gedacht auf menſchlich freie, von keiner Kleriſei, keiner kirchlichen Satzung beengte Geiſtesbildung, und wie er in dem ſo eben beendigten Kriege unter den vorderſten gegen den äußern

Feind mitgefochten haben würde, ſo würde er jetzt abermals unter den vorderſten gegen die innern Feinde der Freiheit und der Bildung kämpfen. Gerade dieſe ſtreitbare Natur ſeines Helden, dieſer unbezähmbare, durch keine theologiſchen Intereſſen verkürzte, keine dogmatiſchen Vorausſetzungen beſchränkte Drang nach einer freien menſchlichen und nationalen Entwicklung war es, wodurch Hutten ſeinen Biographen vor allen andern Größen der Reformationszeit anzog, worin er ſich ihm innerlich verwandt fühlte. Die Biographie Huttens war ein Thema, genau ſo wie er es ſich wünſchte; die Luthers, welche Gervinus nach jener von ihm verlangte, gab er nach anfänglicher Geneigtheit bald wieder auf.

Mit ſchneidender Schärfe ſprach ſich die Stimmung, welche ſich während der Beſchäftigung mit Hutten's Schriften bei Strauß angeſammelt hatte, in der ausführlichen Vorrede aus, mit der er im Mai 1860 ſeine Ueberſetzung der Geſpräche einführte. Was würde wohl Hutten zu unſerer Zeit ſagen? fragt er, und leitet mit dieſer Wendung eine Betrachtung über den Katholicismus, und eine noch eingehendere über den Proteſtantismus der Gegenwart ein, die in eine herbe Verurtheilung der modernen Kirchlichkeit und Theologie ausläuft. Von keiner Seite, findet Strauß hier, ſage man gerne das letzte aufrichtige Wort. In der Wirklichkeit glaube kein Gebildeter mehr, ob Geiſtlicher oder Laie, an das kirchliche Dogma, möge

er ſich nun deſſen bewußt ſein oder nicht; keiner mehr an eines der neuteſtamentlichen Wunder, von der übernatürlichen Empfängniß bis zur Himmelfahrt. „Wozu alſo die Winkelzüge? wozu die Heuchelei vor andern und vor ſich ſelbſt? . . . Warum nicht offen mit der Sprache herausgehen? Warum nicht gegenſeitig bekennen, daß man in den bibliſchen Geſchichten nur noch Dichtung und Wahrheit, in den kirchlichen Dogmen nur noch bedeutſame Symbole anerkennen kann, daß man aber dem ſittlichen Gehalt des Chriſtenthums, dem Charakter ſeines Stifters (ſoweit unter dem Wundergehäuſe, in das ſeine erſten Lebensbeſchreiber ihn geſteckt haben, die menſchliche Geſtalt noch zu erkennen iſt) mit unveränderter Verehrung zugethan bleibt? Doch ob wir uns dann wohl noch Chriſten heißen dürfen? Ich weiß es nicht — antwortet Strauß hier; aber kommt es denn auf den Namen an? Das weiß ich, daß wir dann erſt wieder wahr, redlich und unverſchroben, alſo beſſere Menſchen ſein werden, als bisher. Auch Proteſtanten werden wir bleiben, ja dann erſt rechte Proteſtanten ſein."

Bei dieſer Stimmung war es nun nicht zu verwundern, wenn ein Plan, den er bald nach der Vollendung der Hutten-Biographie, um den Anfang des Jahres 1858 gefaßt hatte, einen Cyklus von Biographieen deutſcher Dichter — Klopſtock, Leſſing, Wieland, Herder, Göthe und Schiller — zu liefern, nur zum kleinſten Theil ausgeführt wurde. Klopſtock war ihm, wie er bald fand,

wenig ſympathiſch: von ſeinen Zeitgenoſſen aber erhielt derjenige, welcher dieß allerdings im höchſten Grad war, und deſſen Bild wir von ſeiner Meiſterhand zu beſitzen vor allem wünſchen möchten, eben damals an A. Stahr einen Biographen, deſſen Arbeit Strauß in der Hauptſache befriedigte, und ihm die eigene zunächſt entbehrlich zu machen ſchien. So blieb die Sache liegen, nachdem er über Klopſtock zwei Bruchſtücke ausgearbeitet hatte, von denen er das eine 1862 mit verſchiedenen anderen kleinen Arbeiten im erſten, das zweite, viel größere, die anziehende und lehrreiche „Jugendgeſchichte Klopſtocks", 1866 im zweiten Theil ſeiner Kleinen Schriften veröffentlichte. Von dem weiteren Inhalt dieſer beiden Sammlungen, ſo weit er nicht im bisherigen ſchon berührt wurde, möge hier die Studie über A. W. Schlegel (I, 122 ff.) vom J. 1849, der Artikel über König Wilhelm von Würtemberg (1864. II, 270 ff.) und die ſechs politiſchen und drei unpolitiſchen Geſpräche aus den Jahren 1863/5 (II, 381 ff.) erwähnt werden.

Es war aber nicht blos die Abneigung gegen eine anhaltendere Beſchäftigung mit Klopſtock und mit einer blos literaturgeſchichtlichen Arbeit, welche ihn die beabſichtigten Dichterbiographieen ſo bald wieder abbrechen und durch die Ueberſetzung der Geſpräche auf Hutten zurückgreifen ließ; ſondern es war zugleich das Wiedererwachen einer Neigung, von der er zeitweiſe wohl geglaubt hatte, ſie ſei in ihm gänzlich erſtorben. Mit ſeinem Hutten war er

den theologiſchen Fragen wieder näher getreten, die er nie ganz aus dem Auge verloren hatte; und je länger er in ihrem Gebiet umherſtreifte, um ſo ſtärker wurde die Anziehung, die ſie wieder auf ihn ausübten. Schon in der Vorrede zu den Geſprächen läßt ſich die Stärke dieſes neu erwachten theologiſchen Intereſſes nicht verkennen; und auch der Punkt, auf den es ſich zunächſt werfen ſollte, iſt deutlich bezeichnet, wenn dieſelbe zur Erinnerung an das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des „Lebens Jeſu" den ſeitherigen Gang und den jetzigen Stand der Unterſuchungen, die es angeregt hatte, beleuchtet und ſchließlich erklärt, jenes Werk ſei nicht widerlegt, ſondern nur fortgebildet. In der gleichen Richtung der Studien und Gedanken liegt die Schrift über Hermann Samuel Reimarus (1862). Strauß ſchildert uns hier mit gewohnter Meiſterſchaft ſeinen merkwürdigſten Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert, und giebt einen höchſt lichtvollen und genauen Bericht über jene (als Ganzes noch ungedruckte) Schrift deſſelben, der Leſſing die Wolfenbüttler Fragmente entnommen hat, indem er zugleich das Verhältniß zwiſchen der bibliſchen Kritik eines Reimarus und ſeiner eigenen darlegt. Mit dieſen Auseinanderſetzungen treffen wir ihn wieder entſchieden im theologiſchen Fahrwaſſer: der Reimarus war bereits ein Nebenprodukt der Vorarbeiten für ein Werk, mit dem er zu den Unterſuchungen zurücklenkte, die ſeinen Namen zuerſt berühmt gemacht hatten — „das Leben Jeſu für das deutſche Volk bearbeitet."

Während er ſelbſt ſich vom theologiſchen Gebiete zurückgezogen hatte, waren die Forſchungen, zu denen er einen ſo kräftigen Anſtoß gegeben hatte, nicht ſtillgeſtanden; und wenn ſie ſich im allgemeinen — ſo weit ſie überhaupt wiſſenſchaftlich in Betracht kommen — auf dem gleichen grundſätzlichen Boden der hiſtoriſchen Kritik bewegten, wie ſeine eigenen, war ihnen doch durch ſeinen Lehrer Baur eine Richtung gegeben worden, die in ihrem Verfahren wie in ihren Ergebniſſen der ſeinigen zur Ergänzung und Berichtigung diente. Er war in erſter Reihe darauf ausgegangen, aus den evangeliſchen Erzählungen die ungeſchichtlichen Beſtandtheile auszuſcheiden; die Frage aber, wie dieſes ungeſchichtliche in dieſelben hereingekommen ſei, hatte er ſich begnügt, in der früher (S. 35 f.) geſchilderten Art mit der Verweiſung auf die abſichtslos dichtende Sage, die mythenbildende Phantaſie der älteſten Chriſtengemeinde, zu beantworten. Baur fand ſich weder von dieſer Antwort, noch von der Art, wie Strauß bei ſeiner Kritik zu Werke gegangen war, durchaus befriedigt; er glaubte, jeder Unterſuchung über den Inhalt der evangeliſchen Schriften müſſe die Unterſuchung dieſer Schriften ſelbſt, der Tendenz, mit welcher, der Zeit, in welcher, der Verhältniſſe, unter welchen ſie verfaßt ſeien, vorangehen. Mit dieſer Unterſuchung wollte er ſich aber nicht auf die Evangelien beſchränken, wie er auch bei derſelben urſprünglich nicht von ihnen, ſondern von den pauliniſchen Briefen und

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA.

der Apoſtelgeſchichte ausgegangen war; er dehnte dieſelbe vielmehr auf die ſämmtlichen neuteſtamentlichen Schriften und noch über dieſe hinaus auf die geſammte chriſtliche Literatur der zwei erſten Jahrhunderte aus; und indem er damit alles übrige verknüpfte, was die älteſte Kirchen- und Dogmengeſchichte an die Hand gab, kam er zu der Anſicht, daß ſich die Entwicklung des Chriſtenthums in dieſer Zeit, von dem Grundgegenſatz des Judaismus und Paulinismus aus, unter vielen inneren Kämpfen und mannigfachen Vermittlungsverſuchen vollzogen habe, und daß die verſchiedenen Phaſen dieſes Hergangs für uns durch die Schriften bezeichnet ſeien, welche uns theils innerhalb theils außerhalb unſerer neuteſtamentlichen Sammlung vorliegen. In dieſem Proceß wurde auch den Evangelien ihre Stelle angewieſen, und es wurde namentlich im vierten Evangelium das Werk erkannt, welches denſelben nach der dogmatiſchen Seite hin zum relativen Abſchluß bringe, die theologiſchen Anſchauungen der chriſtlichen Kirche, ſo wie dieſelben um die Mitte des zweiten Jahrhunderts beſchaffen waren, in der vollendetſten und idealſten Geſtalt darſtelle; welches aber ebendeßhalb weniger, als alle andern, für eine urkundliche Quelle der evangeliſchen Geſchichte, ſondern durchaus nur für eine von dogmatiſch-kirchlichen Geſichtspunkten geleitete freie Compoſition zu halten ſei. War aber dadurch das, was man bisher von dem Stifter des Chriſtenthums zu wiſſen geglaubt hatte, großentheils in Frage geſtellt, ſo ſuchte Baur dafür das

Christenthum selbst im ganzen und großen in das Licht einer wahrhaft geschichtlichen Betrachtung zu rücken, indem er nicht blos in der jüdischen, sondern auch in der hellenischen und hellenistischen Welt die kulturgeschichtlichen Bedingungen aufzeigte, aus denen es als die natürliche Frucht der bisherigen Entwicklung hervorgegangen sei *).

Strauß hatte diese Untersuchungen und die Schriften, in denen sie von Baur und seinen Schülern geführt wurden, von Anfang an mit seinem Interesse, und bei den meisten und wichtigsten Fragen mit seinem Beifall begleitet; er hatte namentlich von Baur's Abhandlung über das Johannesevangelium, die er in hohem Grad bewunderte, sofort den Eindruck erhalten, daß mit ihr der Zauber dieses merkwürdigsten Evangeliums gelöst sei. Jetzt wurden nicht blos die Bücher und Abhandlungen der Tübinger Schule auf's neue und vollständiger, als bisher, durchforscht, sondern es wurden überhaupt alle die Studien gemacht, welche für die wiederholte Bearbeitung des Gegenstandes nöthig zu sein schienen. Um den Anfang des Jahres 1864 erschien das neue Leben Jesu, welches noch in dem gleichen Jahr, trotz der Stärke der ersten Auflage, eine zweite erlebte. Von dem

*) Ausführlicher habe ich mich über diese Ansicht und ihr Verhältniß zu Strauß' Leben Jesu in meinen „Vorträgen und Abhandl." S. 284 ff. 322 ff. 412 ff. ausgesprochen.

früheren gleichnamigen Werk unterschied es sich nach Form und Inhalt nicht unerheblich. Wenn dieses ausschließlich für die Theologen bestimmt war, so wendet sich jenes ausdrücklich an das deutsche Volk; und es hatte dabei, wie dieß Strauß in der Widmung an seinen verstorbenen Bruder aussprach, auch solche im Auge, die ohne gelehrte Bildung doch das Interesse und die Geistesfreiheit für derartige Untersuchungen sich gewahrt haben. Sein Umfang war daher etwas kleiner, das gelehrte Material, welches dem Leser vorgelegt wurde, beschränkter, als in dem ersten Werk; aber doch war es immer eine viel zu gründliche und genaue wissenschaftliche Untersuchung, als daß es, trotz der durchsichtigsten und anziehendsten Darstellung, auf eine Popularität derselben Art hätte Anspruch machen können, wie Renan's gleichzeitig erschienene leichtgeschürzte Arbeit mit ihrer blühenden Sprache, ihrer sentimentalen Rhetorik und ihrer romanhaften Ausmalung und Ergänzung des geschichtlichen Hergangs. Seinem Inhalt nach gieng das zweite Leben Jesu wesentlich über das erste hinaus. Während sich das letztere in der Hauptsache auf die Frage nach der Richtigkeit der evangelischen Erzählungen, auf den Nachweis ihrer ungeschichtlichen Bestandtheile beschränkt, und nur in der Schlußabhandlung eine Kritik der kirchlichen Christologie und ihrer späteren Umbildungen beigefügt hatte, schloß Strauß diese dogmatischen Erörterungen von dem Plane seines zweiten Werkes zwar ganz aus;

dafür gieng er aber auf die hiſtoriſchen Aufgaben der Evangelienkritik viel umfaſſender ein, als in dem erſten. Er unterſuchte, im weſentlichen mit Baur übereinſtimmend, die Frage nach dem Urſprung, dem Verhältniß und dem Charakter unſerer vier Evangelien; er ergänzte ſeine Kritik, an welcher man nicht mit Unrecht ausgeſetzt hatte, daß ſie bei einem blos negativen Ergebniß ſtehen bleibe, durch einen Abriß des Lebens Jeſu, welcher feſtſtellen ſollte, was ſich nach Abzug der ungeſchichtlichen Ueberlieferungen mit größerer oder geringerer Sicherheit über die Perſönlichkeit, die Lehre, die Wirkſamkeit, die Abſichten und die Schickſale des Stifters unſerer Religion ausſagen laſſe; und erſt auf dieſe poſitive Darſtellung des Geſchichtlichen, was den evangeliſchen Berichten zu Grunde liegt, ließ er im Anſchluß an ſein früheres Werk die Kritik der unhiſtoriſchen Ueberlieferungen und die Unterſuchung über ihre Entſtehung und Ausbildung folgen. In formeller Beziehung iſt dieſer Theil des Werkes, in dem ſich Strauß in den ihm längſt vertrauten kritiſchen Erörterungen mit der größten Leichtigkeit und Gewandtheit bewegt, wohl der vollendetſte; am meiſten neues bringt aber die vorhergehende poſitive Unterſuchung über die Perſon und die Geſchichte Jeſu; und will man einmal mit der Entfernung alles wunderbaren aus dieſer Geſchichte Ernſt machen, ſo wird man zugeben müſſen, daß ſie hier nicht blos ſehr umſichtig und gründlich, ſondern auch ſehr würdig behandelt wird. Selbſt über

den Punkt, bei dem man ihm seine mythische Erklärung am meisten verübelt hat, über die Auferstehung Christi, hatte er sich schon im Reimarus (S. 281 f.) so billig geäußert, als man dieß von einem solchen, der nun einmal ein Wunder hier so wenig, als sonst wo, anzunehmen im Stand war, irgend erwarten konnte. Denn wie er stets daran festgehalten hat, daß von einem Betrug in diesem Fall nicht die Rede sein könne, und daß auch die Christusvisionen den Glauben der Jünger an die Auferstehung nicht erst hervorgebracht haben, sondern vielmehr selbst schon ein Erzeugniß dieses Glaubens, eine Form gewesen seien, die er für ihr eigenes Bewußtsein annahm, so erklärt er dort auch über die Bedeutung desselben: er sei zwar ein Wahn gewesen, „doch ein Wahn, der eine Fülle von Wahrheit in sich schloß. Daß nicht das Sichtbare, sondern das Unsichtbare, nicht das Irdische, sondern das Himmlische, nicht das Fleisch, sondern der Geist, das wahre und wesentliche sei, diese Wahrheit, welche die Weltgeschichte umgestaltet hat, ist zuerst in der Form des Glaubens an Jesu Auferstehung Gemeingut der Menschheit geworden." Im Leben Jesu findet sich allerdings gerade hierüber keine gleich bestimmte Erklärung; aber das wird man auch dieser Schrift lassen müssen, daß sie den Stifter der christlichen Religion in seiner menschlichen Größe rückhaltslos anerkennt, und man darf, um von anderem nicht zu reden, nur den Abschnitt über das religiöse Bewußtsein Jesu (S. 204 ff.) vergleichen,

um ſich zu überzeugen, wie wenig es dem Verfaſſer an Verſtändniß für die Hoheit und Reinheit eines religiöſen Charakters gefehlt hat.

An das Leben Jeſu ſchloſſen ſich zwei kleinere Schriften an, von denen die eine noch in dem gleichen Jahr, wie jenes, die andere im folgenden Frühjahr verfaßt wurde (erſchienen ſind beide 1865): „der Chriſtus des Glaubens und der Jeſus der Geſchichte", und „die Halben und die Ganzen". Die erſte von dieſen Schriften iſt eine Kritik der eben erſchienenen Schleiermacher'ſchen Vorleſungen über das Leben Jeſu, die zweite eine gegen Schenkel und Hengſtenberg gerichtete Streitſchrift. Daß nun jene Kritik durchaus lichtvoll und überzeugend ausfallen werde, ließ ſich zum voraus erwarten. Befremdender iſt es, wenn wir in der Streitſchrift den orthodoxen Fanatiker, ſeinen alten leidenſchaftlichen Gegner, ſo ſcharf ihm auch ſeine apologetiſchen Schwindeleien nachgewieſen werden, doch perſönlich von Strauß ungleich glimpflicher behandelt ſehen, als einen Theologen, welcher in ſeinen Anſichten ihm ſelbſt ſo nahe gekommen war und ſich dadurch von Seiten der Orthodoxie ſo heftige Anfeindungen zugezogen hatte, wie Schenkel. Aber im vorliegenden Fall kamen perſönliche und ſachliche Gründe zuſammen, um ſeiner Polemik dieſe ſchonungsloſe Bitterkeit zu geben. Einerſeits hegte er wirklich in wiſſenſchaftlichen Dingen einen tiefen Widerwillen gegen jede Halbheit und jede falſche Vermittlung; er konnte eine

Abſchwächung ſeiner eigenen rückſichtslos durchgreifenden Kritik nicht ertragen, und nahm es wie eine perſönliche Beleidigung auf, daß Schenkel's „Charakterbild Jeſu" in öffentlichen Beſprechungen mit ſeinem Buch auf Eine Linie geſtellt wurde. Andererſeits wußte er ſeinem Gegner deſſen früheres Auftreten gegen Kuno Fiſcher noch immer nicht zu verzeihen, während gleichzeitig er ſelbſt durch den übelangebrachten Eifer gereizt war, mit dem Schenkel's Freunde ihre Sache von der ſeinigen zu trennen und durch verletzende Angriffe gegen ihn in ein beſſeres Licht zu ſtellen um die Wette bemüht waren. Nicht ohne Intereſſe iſt es, am Schluſſe ſeiner Streitſchrift von Strauß mit Beziehung auf die vorhin beſprochene Frage, den Glauben an die Auferſtehung Chriſti, die Erklärung zu vernehmen: das Chriſtenthum in ſeiner urſprünglichen Geſtalt falle allerdings mit dieſem Faktum, ja es ſei mit ihm ſchon dahin gefallen. Frage man nun, ob mit dieſer Geſtalt, oder vielmehr mit dieſer Geſammtheit ſeiner bisherigen Geſtaltungen das Chriſtenthum ſelbſt ſo verwachſen ſei, daß man ſie nicht aufgeben könne, ohne ſich von ihm loszuſagen, ſo ſei dieß zwar am Ende ein Streit um Worte und Namen, deſſen Entſcheidung noch ferne liege. „Was ſich aber feſtſtellen läßt, iſt dieſes: Wenn das Chriſtenthum Wahrheit iſt, ſo kann es zu ſeiner Stütze keiner Unwahrheit bedürfen; was an ihm einer ſolchen Stütze bedarf, das iſt nicht ſeine Wahrheit, ſondern der Irrthum an ihm;

was übrig bleibt, wenn dieſe Stützen und die durch ſie geſtützten Irrthümer fallen — wir glauben aber, daß etwas, und nicht wenig übrig bleibt — nur das iſt die Wahrheit des Chriſtenthums. An dieſes ſelbſt (mit dieſem Dilemma ſchließt Strauß hier) tritt jetzt die Wahl heran, ob es mit ſeiner Wahrheit, indem es ſich auf ſie zuſammenzieht, ſtehen, oder mit ſeiner Unwahrheit, wenn es von ihr nicht laſſen zu können meint, untergehen will."

Als Strauß die ſo eben beſprochenen Schriften verfaßte, hatte er Heidelberg ſchon längſt wieder verlaſſen. Er war zunächſt im Herbſt 1860 für einige Zeit nach Berlin gegangen, um Gräfe's Hülfe gegen ein läſtiges Augenleiden, eine Doppelſichtigkeit zu ſuchen, die auch mittelſt einer Operation gehoben wurde, und hatte dann ſeinen Wohnſitz nach Heilbronn zurückverlegt, um ſeinen Sohn, während er das dortige Gymnaſium beſuchte, unter ſeiner eigenen unmittelbaren Leitung zu haben; das Hausweſen beſorgte ſeine inzwiſchen herangewachſene Tochter, und es wurde ihm ſo nach langer Entbehrung in der für ihn erfreulichſten Weiſe das Behagen einer eigenen Häuslichkeit im Zuſammenleben mit ſeinen beiden Kindern zu Theil, das auch zu lebhafterem Verkehr mit befreundeten Familien Veranlaſſung gab. Als aber im November 1864 ſeine Tochter ſich an Bergrath (jetzt: Oberbergrath) Heusler in Bonn verheirathete, während der Sohn ſchon ein Jahr vorher zur Univerſität abgegangen war, gab er ſeine Wohnung in Heilbronn auf,

und gieng für den Winter nach Berlin, wo es ihm an älteren und jüngeren Freunden nicht fehlte; zu denen, mit denen er hier am meisten verkehrte, gehörte außer Vatke auch sein schwäbischer Landsmann und alter Zuhörer Berthold Auerbach. Während des Frühjahrs und Sommers hielt er sich abwechselnd in Heidelberg, Baden-Baden und München, mit seiner Tochter in Biebrich und dann in Bonn auf, und nahm schließlich, im Herbst 1865, nach längerem Schwanken, seinen Wohnsitz in Darmstadt, welches sich ihm außer seiner Bibliothek und seinem Theater durch seine Geräuschlosigkeit und durch die Nähe des Waldes empfahl. Er blieb hier die sieben Jahre bis zum Herbst 1872, nur daß er den Winter 1867 bis 1868 im Verkehr mit seinem Freund Jul. Meyer in München verlebte, von Zeit zu Zeit seiner Tochter, und den Enkeln, mit denen sie ihn erfreute, einen etwas längeren Besuch machte, und im Sommer in der Regel, am liebsten in ihrer Gesellschaft, einige Wochen zu seiner Erholung an den Ufern des Bodensees oder sonst einem geeigneten Punkte verweilte. Alleinstehend, wie er jetzt wieder war, lebte er um so zurückgezogener, da der Kreis seiner Bekannten in dem neuen Wohnort anfangs sehr beschränkt war; so daß er selbst wohl nach einem Besuche bei der Tochter bemerkt, er habe sich dem Genusse ihrer kindlichen Zärtlichkeit und ihres festbegründeten häuslichen Glückes so rein hingegeben, daß er längere Zeit brauchen werde, um sich wieder in seiner

Einſamkeit einzugewöhnen. Mit der Zeit bildeten ſich aber doch auch am Orte einige nähere perſönliche Beziehungen; von beſonderer Bedeutung wurde für Strauß die Verbindung, in die er ſeit 1867 zu Ihrer Königl. Hoheit der Prinzeſſin Alice von England, der Gemahlin des Prinzen Ludwig von Heſſen kam. Durch ſie wurde er auch Ihrer Kaiſerl. Hoheit, der Kronprinzeſſin von Preußen und von Deutſchland, perſönlich bekannt; und die huldvolle Theilnahme, welche ihm die beiden geiſtvollen hohen Frauen bis zu ſeinem Ende ſchenkten, gehörte zu den ſchönſten und erfreulichſten Erfahrungen ſeines ſpäteren Lebens und hat noch in ſein Krankenzimmer, wie er dankbar rühmte, helle Lichtſtreifen geworfen.

Seine wiſſenſchaftlichen und literariſchen Beſchäftigungen ſetzte er auch in Darmſtadt, wiewohl ihm der Zuſtand ſeiner Augen namentlich im Winter hinderlich war, in ſeiner gewohnten Weiſe fort. Er hatte dabei von Anfang an eine Arbeit im Auge, welche ſeine theologiſchen und philoſophiſchen Ueberzeugungen in abſchließender Weiſe zur Darſtellung bringen ſollte, ein Glaubensbekenntniß, wie er es auch nannte, und ſtudirte in dieſem Gedanken, was ihm von neuerer philoſophiſcher Literatur zweckdienlich ſchien und noch unbekannt war. Indeſſen dauerte es längere Zeit, bis derſelbe bei ihm eine beſtimmte Geſtalt gewonnen hatte, und da zunächſt auch keine andere größere Aufgabe vorlag, trat in Strauß' ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit eine mehrjährige Pauſe ein,

welche nur 1866 durch den früher (S. 85) berührten zweiten Theil der Kleinen Schriften unterbrochen wurde; und als er wieder etwas neues in Angriff nahm, war dieß zunächst noch nicht das beabsichtigte Glaubensbekenntniß selbst, sondern eine biographische Darstellung, die aber zu jenem in einem ähnlichen Verhältniß steht, wie früher die Schrift über Reimarus zu der zweiten Bearbeitung des Lebens Jesu. Wie er dieser eine Monographie über einen deutschen Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert vorangeschickt hatte, so fand er sich jetzt zu einem eingehenden Studium und einer monographischen Darstellung des Mannes angeregt, welcher gleichzeitig in Frankreich mit glänzenderem Talent und Erfolg, als irgend ein anderer, die Stellung der französischen Aufklärung zum Christenthum ausgesprochen und bestimmt hatte, Voltaire's. War ihm aber der Inhalt dieser Arbeit durch die ganze Richtung seiner damaligen Studien nahe gelegt, so war für die Form derselben ihre specielle persönliche Bestimmung maßgebend. Die sechs Vorträge über Voltaire sind wirkliche Vorträge, welche für die Prinzessin Alice geschrieben und von ihr angehört, und mit Beziehung darauf, als sie gedruckt waren, ihr gewidmet wurden; und dieser ihr Zweck war jedenfalls nicht ohne Einfluß darauf, daß ihr Verfasser, der historischen Gründlichkeit unbeschadet, durch die geistreiche Eleganz und lichte Durchsichtigkeit seiner Darstellung sich selbst übertroffen, und uns in ihnen das vollendetste bio-

graphiſche Kunſtwerk geliefert hat, welches unſere Litera-tur neben Goethe's Wahrheit und Dichtung beſitzt. Als ſolches ſind ſie denn auch von der Leſewelt anerkannt worden: die erſte Auflage war kaum erſchienen (1870), als ſofort eine zweite nöthig wurde, und darauf folgte 1872 eine dritte: ein Erfolg, wie ihn einem Werke über den im heutigen Deutſchland doch von den wenigſten noch geleſenen franzöſiſchen Dichter und Aufklärer nur eine ſo ungemein anziehende Behandlung ſichern konnte.

Keines geringeren Beifalls hatte ſich eine kleine Ar-beit zu erfreuen, zu der Strauß durch den Ausbruch des deutſch-franzöſiſchen Kriegs veranlaßt wurde. Hatte er ſich auch ſeit den Erfahrungen, die er 1848 gemacht hatte, jedes Verſuchs einer eigenen politiſchen Thätigkeit enthalten, ſo verfolgte er doch, wie ſich bei ihm von ſelbſt verſteht, den Gang der öffentlichen Angelegenheiten mit einer Theilnahme, deren Spuren wir auch in ſeinen Schriften bemerken. So hatte der hübſche Vortrag über Leſſing's Nathan (1864) eine politiſche Veranlaſſung: Strauß eröffnete mit demſelben eine Reihe von Vor-trägen, die auf ſeinen Betrieb im Jahr 1861 in Heil-bronn zum Beſten der deutſchen Flotte gehalten wurden. Als ſodann 1863 mit dem Kampf um Schleswig-Holſtein die neue Entwicklung der deutſchen Geſchicke begann, äußerte er ſich in den politiſchen Geſprächen (oben S. 85) über die Lage und Aufgabe Deutſchlands; und vermag er auch, wie dieß unter den gegebenen Verhältniſſen ſehr

begreiflich war, das allgemeine Mißtrauen der liberalen Parthei gegen den Leiter der preußischen Politik nicht zu überwinden, so läßt er sich doch dadurch an der Ueberzeugung von Preußens deutschem Beruf nicht irre machen. Durch das Jahr 1866 wurde jenes Mißtrauen glänzend widerlegt, und Strauß gehörte zu denen, welche die neue Wendung der vaterländischen Dinge mit der ungetheiltesten Freude begrüßten und von der Zukunft die Ergänzung der Mängel, welche dem Werk jenes Jahres noch anhafteten, mit Zuversicht hofften. Als nun der Entscheidungskampf von 1870 diese Hoffnung ihrem Ziele näher zu führen versprach, richtete er, unmittelbar nach den ersten deutschen Siegen (12. Aug. 1870), an Ernst Renan, der sich in einem durch seinen Voltaire veranlaßten Brief an ihn auch über den Krieg geäußert hatte, in der Augsb. Allg. Zeitung ein Sendschreiben, worin er den Versuch machte, mit diesem französischen Gelehrten zugleich das Ausland überhaupt über die neuere politische und nationale Entwicklung unseres Volkes, über die eigentlichen Ursachen des Kriegs und über das Recht Deutschlands in demselben aufzuklären; und als Renan's Antwort und eine gleichzeitige Abhandlung desselben in der Revue des deux mondes bewies, wie wenig selbst einer von den verständigsten und billigdenkendsten unter den Franzosen, noch nach den Tagen von Gravelotte und Sedan, die wirkliche Lage der Dinge zu begreifen und sich über die Vorurtheile, Selbsttäuschungen und Prä-

tenſionen ſeines Volks zu erheben im Stande ſei, ließ er ſeinem erſten Schreiben ein zweites folgen, worin er mit großer Ueberlegenheit den Sachverhalt klar ſtellte, und für Deutſchland die Berechtigung wie die Nothwendigkeit, die ihm im 17. Jahrhundert entriſſenen Länder zurückzunehmen, darthat. Die günſtige Aufnahme dieſer beiden Sendſchreiben, die er mit einer Ueberſetzung des Renan'ſchen zuſammen unter dem Titel: „Krieg und Friede" in beſonderem Abdruck herausgab, trug dazu bei, daß nun auch der Gedanke ausgeführt wurde, ſeinen Hutten durch eine zweite Bearbeitung volksthümlicher zu machen, deren ſchon S. 80 gedacht worden iſt.

Hätte unſer Freund ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit dieſen Arbeiten beſchloſſen, ſo würde man von derſelben den Eindruck erhalten, ſie habe nach den leidenſchaftlichen Kämpfen, die er in jüngeren Jahren durch die Kühnheit ſeiner theologiſchen Kritik heraufbeſchworen hatte, am Ende in der lebendigen Betheiligung an den politiſchen und nationalen Intereſſen ſeines Volkes ihren verſöhnenden Abſchluß gefunden. Aber ihm ſelbſt würde an der Vollſtändigkeit ſeines eigenen Lebens etwas gefehlt, er würde das Gefühl der Verſäumniß einer Aufgabe gehabt haben, die ſeine Ueberzeugung ihm auferlegte, wenn er nicht alles, was ihm unſerer Zeit gegenüber auf dem Herzen lag, frei herausſagte, die Weltanſchauung, welche ſich aus ſeinem wiſſenſchaftlichen Standpunkt ergab, als ein Ganzes aus ſich herauszugeſtalten den

Verſuch machte. Den Gedanken einer ſolchen Arbeit hatte er, wie wir geſehen haben, ſchon lange in ſich getragen und Studien für dieſelbe gemacht; 1871 gieng er an die Ausführung und im Oktober 1872 erſchien „der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß". Wie er ſelbſt dieſe Schrift angeſehen wiſſen wolle, und daß es ihm mit dem „Bekenntniß" ſo ernſt ſei, als es ſeinen frommen Gegnern mit dem ihnen ſo geläufigen Bekennen und Zeugnißablegen nur immer ſein konnte, darüber hat er ſich in einer Zuſchrift, mit der er ſein Buch begleitete, ſo ausgeſprochen *): „Ich habe das Bekenntniß abgelegt, ſagt

*) Dieſe Zuſchrift, an einen alten Jugendfreund in lateiniſcher Sprache gerichtet, wurde bald nach Strauß' Tod in der Wiener Neuen Freien Preſſe (1874, 5. März. Nr. 3421) in einem intereſſanten und jedem künftigen Biographen von Strauß zu empfehlenden Artikel über die letzten anderthalb Jahre ſeines Lebens veröffentlicht. Ich laſſe ſie hier, auch als Probe des vortrefflichen Lateins, welches ihrem Verfaſſer zu Gebot ſtand, abdrucken:

„Venit tandem, amice, nec se diutius exspectari patitur libellus meus novus, imo, nisi praesagia animi fallunt auctorem, novissimus. Sentio vires, non tam ingenii quam corporis, labare et serena mente dictum illud repeto:

Vixi, et quem cursum dederat fortuna, peregi.

Quod injunctum mihi a numine erat ut profiterer neque homines celarem, professus sum: sermonem quasi meum a primo jam usque ad ultimum verbum recitavi. Non ultra dices, quando moriar, debitorem me aequalium aut nostratium esse moriturum. Quae habebam, cum eis communicavi: libellus hic quidquid supererat continet. Sed dices forsitan, multa me omisisse, plura quam aequum sit in disputatione mea deside-

er, welches der Gott mir abzulegen gebot: ich habe meine Predigt vom erſten bis zum letzten Wort vorgetragen. Wenn ich jetzt ſterbe, kann man nicht mehr ſagen, ich bleibe bei meinem Tode meiner Zeit und meinem Volk etwas ſchuldig. Was ich hatte, habe ich ihnen mitgetheilt: was noch übrig war, das enthält dieſe Schrift ... Ueber ihr Schickſal mache ich mir nicht die geringſte Sorge. Was ich zu thun hatte, das habe ich gethan, ſo gut ich es konnte: mag nun geſchehen, was geſchehen kann; ich werde mich bei der Ueberzeugung beruhigen, daß es geſchehen mußte." Wer ihn gekannt hat, und ihm namentlich in ſeinen letzten Lebensjahren nahe geweſen iſt, der wird die Aufrichtigkeit dieſer Erklärung nicht bezweifeln. Er wollte in dieſer Schrift wirklich ſein theologiſches und philoſophiſches Teſtament machen, aus den Arbeiten und Studien ſeines Lebens für ſich ſelbſt und für andere das Reſultat ziehen; und damit ſich dieſes möglichſt rein herausſtelle, und kein ihrem

---

rari. Multa, fateor, omisi; sed non negligens, sed sciens ac volens. Res acu tangere, non penitus pertractare volui. Non docere ex cathedra, sed quasi libere conversari cum lectoribus mihi proposui. Se non satis eruditos a me esse si lectorum aliqui fortasse querentur, dolebo; sed si scintillas ex hominum animis undique excussisse hoc libello non dicar, tum demum male me scripsisse concedam. Ceterum de eventu libelli ecce me egregie securum. Quod debebam ut poteram feci: jam fiat quod potest; et sic debuisse fieri mihi persuadendo acquiescam. Tu vero, amicissime, vale et me amare perge."

eigentlichen Zweck fremdes Element die weiteſte Wirkung ſeiner Schrift hindere, damit er nicht (ſchreibt er mir den 17. Oktober 1872 und ähnlich in der N. Fr. Pr. a. a. O.) „wieder in den Fehler gelehrter Schwerfälligkeit gerathe, an dem ſein neues Leben Jeſu geſcheitert ſei", wollte er ſie von allem Stofflichen ſo viel wie möglich entlaſten, und „dießmal ganz aus freier Hand, gleichſam ohne Zirkel und Winkelmaß, arbeiten". Dieß hat er denn auch mit ſolcher Meiſterſchaft gethan, er hat die Spuren der Mühe, welche ſeine Arbeit ihm gemacht, des Studiums, welches ſie ihn gekoſtet hatte, ſo vollſtändig getilgt und den überreichen Stoff zu einer ſolchen Durchſichtigkeit geläutert, daß dieſes ſein letztes Hauptwerk als Kunſtwerk betrachtet unter ſeinen philoſophiſch-theologiſchen Arbeiten eine ebenſo hervorragende Stellung einnimmt, wie der Voltaire unter den biographiſchen. Er ſelbſt verbarg ſich nun zwar nicht, daß das, was ſeine Schrift dadurch an Friſche und Lebendigkeit gewonnen habe, unvermeidlich mit einem Verluſt an Vollſtändigkeit und Gleichmäßigkeit habe erkauft werden müſſen, daß eine ſo weit ausgedehnte Schlachtlinie nicht zugleich habe tief aufgeſtellt ſein können, daß ſchwache Punkte haben bleiben müſſen, und nur das Wagniß des Ganzen dieſe Mängel der Theile gut machen könne. Als einen ſolchen Punkt, der trotz wiederholter Umarbeitung ihn ſelbſt noch immer nicht ganz befriedigte, bezeichnet er brieflich den Anfang des vierten Abſchnitts, der Moral. „Hier", ſchreibt er

unmittelbar nach dem Erſcheinen des Werkes, „müßten noch ein paar tüchtige Balken eingezogen werden, und wenn Du mir dazu ein paar Eichen- oder auch nur Tannenſtämme vor's Haus führen möchteſt, würdeſt Du meinen großen Dank verdienen. Die Arbeit iſt mir noch zu nah, als daß ich ſelbſt ſchon Rath dafür wüßte". Wenn man ſie jedoch deßhalb für das leicht hingeworfene Erzeugniß einer vorübergehenden Stimmung halten wollte, ſo wäre man entſchieden im Irrthum. Er iſt vielmehr ganz in ſeinem Recht, wenn er ſich (in ſeinen hinterlaſſenen Papieren) hiegegen verwahrt:

„Flüchtig ſcheint es hingeſprochen;
Flüchtig iſt es nicht gemacht:
Ausgeführt in ſo viel Wochen,
Als in Jahren durchgedacht."

Der Inhalt der Schrift, mit der wir uns beſchäftigen, iſt zu bekannt und in zu friſcher Erinnerung, als daß es nöthig wäre, hier genauer auf denſelben einzugehen. Von den vier Abſchnitten, in die ſie zerfällt, ſtellen die zwei erſten äußerſt geſchickt, klar und gedrängt den weſentlichen Inhalt der Einwürfe zuſammen, welche Strauß ſchon in ſeinen früheren Schriften nicht blos den poſitiv chriſtlichen Dogmen und den ihnen zu Grunde liegenden Geſchichtserzählungen, ſondern auch dem Glauben an die Perſönlichkeit Gottes und die perſönliche Fortdauer nach dem Tode entgegengehalten hatte, indem ſie dieſelben

da und dort durch weitere Bemerkungen verstärken; und sie ziehen hieraus den Schluß: von den zwei Fragen: „sind wir noch Christen?“ und „haben wir noch Religion?“ sei die erste einfach zu verneinen, die zweite dagegen zwar im allgemeinen zu bejahen, aber doch nur sofern der Name der Religion dem Gefühl einer unbedingten Abhängigkeit, und dem, was aus ihm entspringe, der Ergebung in den Weltlauf, der innern Freiheit und Freudigkeit des Geistes, auch dann nicht verweigert werde, wenn jenes Gefühl sich, wie bei Schleiermacher, statt eines persönlichen Gottes auf die Größe, die Vollkommenheit, die Gesetzmäßigkeit und Vernünftigkeit des Weltganzen beziehe. Das positive zu dieser Kritik der bisherigen religiösen Anschauungen bringen die zwei folgenden Abschnitte, indem sie die Grundzüge der Welt- und Lebensansicht entwickeln, welche sich nach der Ansicht des Verfassers auf dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft ergiebt. Sein leitender Gesichtspunkt ist die Zurückführung der Welt auf ihre natürlichen Ursachen, des menschlichen Handelns auf seine natürlichen Beweggründe. Für die erste von diesen Aufgaben benützt Strauß vorzugsweise zwei neuere naturwissenschaftliche Theorien: die, welche Kant und Laplace über die Entstehung des Sonnensystems, und die, welche Darwin über die Entstehung der organischen Wesen und ihrer verschiedenen Arten aufstellte; so ausdrücklich er auch in Betreff der letzteren einräumt, sie sei noch höchst unvollständig, lasse

unendlich vieles unerklärt, und darunter auch Haupt- und Kardinalpunkte; sie deute mehr auf künftig mögliche Lösungen hin, als daß sie diese selbst schon gebe. Das Bedenken aber, daß er auf diesem Wege dem Materialismus anheimfalle, schreckt ihn um so weniger ab, da er seinerseits glaubt, Materialismus und Idealismus seien nur die sich ergänzenden Momente der richtigen Weltanschauung, und beide haben am Dualismus ihren gemeinschaftlichen Gegner; ähnlich wie er (S. 218. 143) zwischen den verwandten Gegensatz der mechanischen und teleologischen Naturerklärung einerseits mit dem Darwin'schen Gedanken: auch die blinde Naturkraft könne zweckmäßiges hervorbringen, andererseits mit dem Satz in die Mitte tritt: wenn die Welt auch nicht das Werk einer absolut vernünftigen und guten Persönlichkeit sei, so sei sie doch die Werkstätte des Vernünftigen und Guten. Die Betrachtung des menschlichen Lebens geht von der Ueberzeugung aus, alles sittliche Handeln sei ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung; es bestehe darin, daß man diese theils in sich selbst verwirkliche, theils in andern anerkenne; und hieran knüpft sich eine Besprechung der wichtigsten moralischen, socialen und politischen Fragen, der auch Gegner das Lob eines gesunden sittlichen Urtheils, eines edeln und reinen Sinnes kaum verweigern werden. Zwei „Zugaben" über unsere großen Dichter und Musiker machen einen Streifzug in das ästhetische Gebiet, auf welchem kein empfäng-

licher Leſer den Verfaſſer ohne reichen Genuß und mannigfaltige Anregung begleiten wird.

Ein ſolches Werk konnte nicht anders als das größte Aufſehen erregen. Der Name ſeines Verfaſſers, der Umfang und die Wichtigkeit der Fragen, mit denen es ſich beſchäftigt, die Fülle der Gedanken, die Schärfe der Kritik, die gewandte, glänzende, geiſtvolle Darſtellung mußten weithin eine Anziehung ausüben, die aber doch bei den meiſten durch den abſtoßenden Eindruck einer Weltanſchauung überwogen wurde, die ſie nur für troſtlos und verwerflich zu halten wußten. Und es waren nicht blos die entſchiedenen und grundſätzlichen Gegner einer freien theologiſchen Kritik, die von Strauß' letztem Werke dieſen Eindruck erhielten; ſondern auch bei denen, auf deren Billigkeit und Unbefangenheit er zu rechnen einigen Grund gehabt hatte, auch bei den Männern des theologiſchen und politiſchen Liberalismus fand es in der Regel wenig Beifall. So bereitwillig man ſich die Kritik der poſitiven Dogmen gefallen ließ, ſo wenig konnte man ihm doch die ſchneidende Verneinung der Frage: „ſind wir noch Chriſten?" die lebhaften und rückſichtsloſen Angriffe auf Ueberzeugungen verzeihen, auf welche die Aufklärung und der Rationalismus nur um ſo ſchwerer verzichten konnten, nachdem ſie von dem urſprünglichen Dogmenvorrath ſchon ſo viele und gewichtige Stücke über Bord geworfen hatten. Aber auch von den bisherigen entſchiedeneren Freunden hatten manche bei dem neuen Wagniß ihre eingreifenden

Bedenken. War dieſe Kritik des „alten Glaubens“ mit ihrem negativen Ergebniß in allen Theilen berechtigt? Und geſetzt ſie ſei es: iſt das Chriſtenthum ſeinem tiefſten Weſen und ſeiner Wirkung nach an die chriſtliche Dogmatik, die Religion an beſtimmte Glaubensſätze unwiderruflich gebunden? Müſſen wir den Gottesbegriff als ſolchen aufgeben, wenn wir uns von der Unzulänglichkeit der Vorſtellungen überzeugen, die wir uns nach der Analogie der menſchlichen Perſönlichkeit über Gott gebildet haben? Setzt die Einheit der Welt nicht immer noch eine einheitliche Welturſache voraus, und kann uns als ſolche die blindwirkende Kraft des Stoffes genügen, wenn wir doch, wie Strauß ſelbſt ſagt, „was in der Wirkung liegt, auch in die Urſache legen müſſen“, und wenn in der Wirkung, wie er gleichfalls annimmt, eine unendliche Fülle von geiſtigem Leben von Ewigkeit her lag und in Ewigkeit liegen wird? Und verhält es ſich nicht ähnlich auch in der engeren Sphäre des menſchlichen Bewußtſeins? Iſt die Frage: ob Materialismus oder Spiritualismus? ſo unerheblich, daß wir uns ihrer Entſcheidung entſchlagen dürften? Zeigt ſich andererſeits irgend eine Ausſicht, die Bewußtſeinserſcheinungen aus dem körperlichen Organismus als ſolchem zu erklären, oder läßt ſich vielleicht umgekehrt die Unmöglichkeit dieſer Erklärung darthun? Dieſe und ähnliche Fragen mochten wohl manchen, der eine weite Strecke mit Strauß gegangen war, abhalten, ihm auf der letzten gleichen Schrittes

zu folgen. Aber die allerwenigſten kamen ohne Zweifel dazu, ſich dieſelben in dieſer Weiſe zu ſtellen, weil ſie auch ohne ihre genauere Unterſuchung von der Unzuläßigkeit ſeines Standpunkts überzeugt waren. Die Aufnahme, die ſeine Schrift fand, bot daher ein eigenthümliches Schauſpiel dar. Einerſeits erregte ſie das allgemeinſte Intereſſe: in ſechs Monaten ſechs ſtarke Auflagen, zu denen jetzt noch eine ſiebente hinzugekommen iſt; das iſt ein Erfolg, wie ihn wohl kein zweites theologiſches oder philoſophiſches Werk in Deutſchland aufzuweiſen hat. Andererſeits lauteten aber die öffentlichen Beſprechungen der Schrift faſt ohne Ausnahme mißbilligend; und wenn das Entſetzen der orthodoxen Gegner durch die Befriedigung darüber gemildert wurde, daß der gefürchtete Kritiker ſich nun vollſtändig in ſeiner ganzen Verwerflichkeit entlarvt habe, ſo drängten ſich die Repräſentanten des durchſchnittlichen theologiſchen Liberalismus faſt noch eifriger, als jene, herbei, um ſich von der compromittirenden Gemeinſchaft mit einem Manne loszuſagen, deſſen Standpunkt allerdings über den ihrigen ſo weit hinausgieng, daß er ſich auf ihre Zuſtimmung von vorneherein keine Rechnung machen konnte. Und wie es zu gehen pflegt, geſchah dieß nicht immer mit dem Takt und der Rückſicht, auf die ein Strauß Anſpruch machen konnte. Leute, die an Geiſt, Wiſſen und Leiſtungen noch tiefer unter ihm ſtanden, als an Jahren, meinten ihm wie einem Knaben das Concept zurechtrücken zu dürfen; was ſein „Bekennt-

niß" als solches für ihn selbst zu bedeuten hatte, was es schon durch die Fragen, die es anregte, die Aufgaben, die es stellte, der Wissenschaft unserer Zeit leisten konnte, wurde nicht beachtet. Von denjenigen aber, die zu einer gerechten Würdigung desselben die geeignetsten waren, wollten oder konnten zunächst nur wenige das Wort ergreifen; und wer gründlich zu Werke gehen wollte, der mußte sich sagen, daß hier trotz der freien und scheinbar leichten Behandlung der Niederschlag einer langen Gedankenarbeit vorliege, die sich nicht mit einigen schnell fertigen Journalartikeln abthun lasse, deren Kritik vielmehr, um erschöpfend zu sein, nichts geringeres, als eine neue Metaphysik, erfordern würde. So geschah es, daß Strauß' letztes Werk, wie ehedem sein erstes, sofern man nur die öffentlichen Meinungsäußerungen in's Auge faßte, ebenso eifrig bestritten als gelesen wurde, und daß er in diesem Streit jetzt im Alter vorerst ebenso allein stand, als seiner Zeit beim Beginn seiner Laufbahn.

Dieß hatte er nun doch nicht erwartet. Ihm war es bei seiner Schrift in erster Reihe und alles Ernstes um den Ausdruck *seiner* Ueberzeugung zu thun gewesen: seine Beurtheiler wußten in derselben fast ohne Ausnahme nur einen strafbaren Angriff auf die ihrige zu finden. Es durfte ihn dieß vielleicht, alles kühl erwogen, nicht allzusehr überraschen. Aber eine derartige Erwägung war gerade im ersten Augenblick am wenigsten von

ihm zu erwarten. So viele Kämpfe er in seinem Leben mit der größten Unerschrockenheit herausgefordert, mit dem höchsten wissenschaftlichen Muthe bestanden hat, so ist er doch, zartbesaitet und reizbar, wie er von Natur war, nie so wetterhart geworden, daß er nicht der Aufnahme seiner Arbeiten mit Spannung entgegengesehen hätte, durch die Angriffe, die sie ihm zuzogen, nicht lebhaft erregt worden wäre. Er war tief gekränkt, und brauchte einige Zeit, bis er seine ruhige Fassung wieder gewonnen hatte. Aber, wie er einem Freund schreibt*), die schlimme Zeit war für ihn allemal nur die, wenn er den Ruf hörte: Philister über dir, Simson! und ihm die Haare noch nicht wieder gewachsen waren. Das letztere geschah im vorliegenden Fall schnell genug. Schon zur zweiten Auflage seiner Schrift ermuntert er sich mit den streitbaren Worten:

Auf, alter Krieger, laß das Bangen
Und gürte deine Lenden!
Im Sturme hast du angefangen
Im Sturme sollst du enden;

und am letzten Tage des Jahrs 1872 beendigte er ein „Nachwort", welches zugleich der vierten und den folgenden Auflagen seiner Schrift als Vorwort dienen sollte; eine Vertheidigungsschrift, die durch ihre würdige, maßvolle Haltung, durch die edle Bescheidenheit, mit welcher

*) N. Fr. Pr. a. a. O.

der gefeierte Schriftsteller von sich und seinen Leistungen redet, durch den ruhigen und gebildeten Ton, in dem er verletzende Vorwürfe beantwortet, auf viele, die ihm wegen seines „Bekenntnisses" gram waren, einen versöhnenden und mildernden Eindruck gemacht haben wird. Was er in seiner Schrift gethan habe, sagt er, das bestehe nur darin, daß er Gedanken zusammenbrachte, die vereinzelt längst anerkannt seien. Er habe in ihr den Gleichgesinnten zum Bewußtsein bringen wollen, was wir haben und was wir noch nicht haben. Indem er ihnen unsern dermaligen Besitzstand an Einsichten und Ansichten, Antrieben und Beruhigungen vorlegte, habe er sie zugleich auf die Punkte aufmerksam machen wollen, wo es noch fehle. Kein Streit mit Andersdenkenden, nur Verständigung mit Gleichdenkenden sei seine Absicht gewesen. Für solche habe er das Recht, ohne Anbequemung an andere Standpunkte, keiner Kirche mehr angehörig, ihrer Ueberzeugung zu leben, durch sein Bekenntniß in Anspruch nehmen wollen, von dem er trotz aller Schmähungen überzeugt bleibe, damit ein gutes Werk gethan und sich den Dank einer minder befangenen Zukunft verdient zu haben. „Die Zeit der Verständigung, schließt er, wird kommen, wie sie für das Leben Jesu gekommen ist; nur daß ich sie dießmal nicht mehr erleben werde."

Die Ahnung, welche sich in den letzten Worten ausspricht, sollte nur zu bald in Erfüllung gehen. Strauß hatte im Oktober 1872 Darmstadt verlassen, um in seine

ſchwäbiſche Heimath zurückzukehren. Er hatte erſt an Stuttgart gedacht, wo ſein Sohn bald nach ſeiner glücklichen Zurückkunft aus dem Kriege eine Anſtellung als Militärarzt erhalten hatte; ſchließlich aber doch dem Geräuſche der Hauptſtadt, welches ſich ſeit dreißig Jahren nicht wenig vermehrt hatte, ſeine Ludwigsburger Alleen vorgezogen. Hier richtete er ſich in einer kleinen Wohnung nicht weit vom Bahnhof ein. Aber bald nach dem Anfang des Jahrs 1873 zeigten ſich die Vorboten einer Krankheit, die ſich mit dem Beginn des Frühlings in beſtimmteren Symptomen ankündigte. Es ſchien erſt ein Unterleibsleiden, für das man von Karlsbad Abhülfe hoffte; aber als er Ende Mai's von da zurückkam, hatte ſich nichts gebeſſert, die Beſchwerden nahmen vielmehr immer zu. Anhaltende Rücken- und Gliederſchmerzen erſchwerten dem Kranken Gehen, Sitzen und Liegen und raubten den Schlaf. Eine raſche beſorgnißerregende Abnahme der Kräfte trat ein. Während Strauß bis dahin jünger ausgeſehen hatte, als er war, der Kopf von den braunen, nachgerade ſtark in's Graue ſpielenden Haaren dicht bedeckt, das Geſicht ſchmal, wie immer, aber von geſunder und blühender Farbe, die Bewegungen raſch und kräftig, nur durch ſeine Kurzſichtigkeit gehemmt, wurde er jetzt ſchnell zum alten Mann. Im September 1872 hatte ich ihn zum letztenmal geſehen; als ich ihn eilf Monate ſpäter in ſeiner Krankheit beſuchte, erſchrack ich über den ſichtbaren Spuren des tiefen Kräfteverfalls,

und konnte nicht länger darüber im Zweifel sein, daß er seinen Zustand richtig beurtheilte, wenn er früher schon brieflich und jetzt auch mündlich die Ueberzeugung aussprach, sein Leben sei nur noch nach Monaten zu berechnen. Sein Sohn behandelte ihn von Stuttgart aus unter dem Beirath eines ausgezeichneten älteren Arztes, der ein Universitätsfreund von Strauß war und wenige Wochen nach ihm gestorben ist, des Obermedicinalraths Elsässer. Der Pflege des Kranken unterzog sich eine alte, wegen ihrer Anhänglichkeit und Zuverlässigkeit von ihm sehr geschätzte Dienerin und Freundin seines elterlichen Hauses, Caroline Gerber, mit Hingebung und Sorgfalt. Doch keine ärztliche Kunst und keine Wartung vermochte dem Fortschritt des Uebels Einhalt zu thun, das sich durch eine Geschwulst in den Gedärmen als ein krebsartiges Leiden anzukündigen schien, dessen eigentliche Natur aber auch nach seinem Tode nicht vollständig aufgeklärt werden konnte. Die Beschwerden und Schmerzen nahmen zu, die Kräfte sanken immer tiefer, und wenn einmal eine Pause im Fortschritt der Krankheit einzutreten schien, wurde doch jede Hoffnung, die sich etwa daran knüpfte, getäuscht. Aber gerade unter diesen Leiden feierte die geistige Größe und die sittliche Kraft des Leidenden ihren schönsten Sieg. Er war sich seiner Lage mit voller Klarheit bewußt. Er hielt auch unerschütterlich fest an den Ueberzeugungen, die er in seiner letzten Schrift offen bekannt hatte, und bereute

keinen Augenblick, ſie geſchrieben zu haben. Aber mit dieſen Ueberzeugungen gieng er dem Tod mit einer ſolchen Ruhe, mit einer ſo unbewölkten Heiterkeit des Geiſtes entgegen, daß es unmöglich war, ſein Krankenzimmer anders als mit jenem Eindruck einer ſittlichen Weihe zu verlaſſen, den wir von der Seelengröße und der Herrſchaft des Geiſtes über den Stoff um ſo ſicherer erhalten, je ſtärker die Hinderniſſe ſind, in deren Ueberwindung ſie ſich bethätigt. Nachdem er erkannt hatte, daß ſein Leben dem Ende zugehe, war ſeine einzige Sorge darauf gerichtet, auch beim Schluß deſſelben ſich treu zu bleiben, unter den körperlichen Schmerzen und Beſchwerden, ſo weit die Umſtände es zuließen, ſich die Freiheit des Geiſtes und die geiſtige Thätigkeit zu bewahren, ſeinem Leiden, indem er es in ſeinem Zuſammenhang mit der allgemeinen Ordnung der Dinge betrachtete, ſeinen Stachel zu benehmen. Mit dem Leben hatte er abgeſchloſſen, alle Kämpfe und Widerwärtigkeiten, die es ihm gebracht hatte, hinter ſich geworfen; und um in dieſer Stimmung nicht geſtört zu werden, las er ſeit dem entſchiedenen Ausbruch ſeiner Krankheit ſchlechterdings nichts mehr, was über ſein letztes Werk geſchrieben wurde. Die Bekehrungsbriefe ohnedem, mit denen der Unverſtand und die Zudringlichkeit ihn behelligten, legte er ungeleſen bei Seite. Er blickte auf ſein eigenes Leben mit derſelben Objectivität zurück, mit der er ehedem als Biograph das ſeiner Helden betrachtet hatte, ſuchte ſich ebenſo,

wie dort, deutlich zu machen, warum es ſich, unter den gegebenen Bedingungen, ſo und nicht anders geſtaltet hatte. Was ihm in ſeinem Zuſtand von Theilnahme am Leben noch möglich war, dem entzog er ſich nicht: er benützte jede leidliche Stunde zur Lectüre oder zur Correſpondenz, begleitete fortwährend die Erlebniſſe und die Arbeiten ſeiner Freunde mit ſeinem regen Intereſſe, lohnte jeden Dienſt, den man ihm leiſten konnte, mit freundlichem Danke; pries ſein Geſchick, daß es ihm den Sohn zum Arzt gegeben hatte, dem er in der langen Leidenszeit ſein eigenſtes Weſen aufſchließen, und ihr beiderſeitiges Verhältniß zur inneren Vollendung bringen konnte; erfreute ſich nach dem letzten Beſuch ſeiner Tochter der Zwillingsenkel, mit denen ſie ihn beſchenkte, und richtete an die Kleinen, die er nicht mehr ſehen ſollte, die aber (ſchrieb er mir am Jahresſchluß in ſeinem letzten Briefe) wie zwei Genien ihn umſchwebten und ſein Krankenzimmer erhellten, niedliche kleine Gedichte; wie denn überhaupt die Dichtkunſt, der er ſein Leben lang im Stillen geopfert hatte, auch dem Hinſterbenden ihre Gaben nicht verſagte. Es iſt mir geſtattet, einige von dieſen Gedichten hier mitzutheilen, welche beſſer, als jede Schilderung eines Dritten es vermag, ſeine Stimmung zur Anſchauung bringen werden. Und ſo mögen denn hier zunächſt die Worte an ſeinen Sohn ſtehen:

Stets im düstern Krankenzimmer
Giengst Du auf als Morgenstern;
Bleib' auch jetzt mit Deinem Schimmer
Mir nicht allzulange fern.

Wie zum Jüngling Du vom Knaben,
Von dem Jüngling wardst zum Mann,
Möcht' ich bald vollendet haben,
Was so schön für uns begann.

Ob die Kräfte mir zerronnen,
Ob das Leben selbst entfloh'n:
Hab' ich doch indeß gewonnen
Einen Freund mir in dem Sohn.

Nur kein Zagen, nur kein Zittern!
Selbst in Nächten ist's noch hell,
Und zur Seite jedem bittern
Sprudelt auch ein süßer Quell.

Nächstdem von den kleinen Gedichten, zu denen die Geburt der beiden Enkel ihn veranlaßte, die folgenden zwei:

1. Meiner lieben Tochter Georgine.

Selt'ne Post klingt mir entgegen
Aus dem fernen lieben Ort:
Gott erbarm' sich, welcher Segen
In der engen Wiege dort!
Schnell in Ernst verwandelt haben
Höh're Mächte unsern Scherz,

Und Du drückſt ſtatt Eines Knaben
Zwei an's frohe Mutterherz.

Ja an's frohe! Keine Sorgen,
Gute Tochter, Dir gemacht!
Seinen Rath bringt jeder Morgen,
Ihren Traum hat jede Nacht.
Wie das Kleeblatt Deiner Kinder
Treu bis heute Du gehegt,
Wird das Zweiblatt auch nicht minder
Froh von Dir herangepflegt.

Und wie groß, wie herrlich zeiget
Sie auch hier ſich, die Natur!
Weil der Stamm ſich dorrend neiget,
Schmückt den Zweig ſie reicher nur.
Neu auf ſeinem letzten Pfühle
Fühlt der Alte ſich erfriſcht,
Da ſich in die Todesſchwüle
Jungen Lebens Ahnung miſcht.

2. Wunſch.

Ueber den Neckar,
Ueber den Rhein,
Möcht' ich noch einmal
Wanderer ſein.

Möchte die ſieben
Berge noch ſeh'n,
Die die geſunden
Lüfte durchweh'n.

Eifrig der Stadt zu
Pilgert' ich dann,
Die mir den liebſten
Schatz abgewann.

Suchte die Straße,
Fände das Haus:
Mutter und Kinder
Schauen heraus.

Und in der Kammer,
Wohlig und nett,
Liegt noch ein Zwillings-
Pärchen im Bett.

Hütet die Aeugchen
Hübſch vor dem Licht;
Nur euren Alten
Fürchtet mir nicht.

Ruhig ſchlaft weiter
Nach Kinderbrauch;
Bald ſchläft der alte
Großvater auch.

Zu Weihnachten 1873 ſandte er ſeiner Tochter die Zeilen voll tiefer Empfindung:

Bei flimmernden Lichtern,
Bei frohen Geſichtern,
Sei ſelber auch froh.
Des Vaters zu denken
Soll nimmer Dich kränken,
Wenn jetzt auch Geſundheit und Kraft ihm entfloh.

In alle dem Leide
Verließ ihn die Freude,
Die dankbare, nicht,
An Dir und den Kindern,
Den großen, den mindern;
Es dunkelt ſein Abend; Ihr ſpendet ihm Licht.

Auch Du ohne Klage
Gedenke der Tage,
Die froh wir verlebt.
Wer Gutes empfangen,
Der darf nicht verlangen,
Daß nun ſich der Traum in's Unendliche webt.

Beſcheid'nes Vermächtniß
Zwar iſt mein Gedächtniß;
Doch laſſ' ich es hier;
Wir bleiben verbunden;
In einſamen Stunden
Gedenkſt Du des Vaters, erſcheint er vor Dir.

Das letzte, was Strauß in gebundener Rede ſchrieb, ſind ein paar rührende Verſe, die er bald nach den eben angeführten an ſeine Tochter, den 29. Dezember, an eine von ihm beſonders hoch geſchätzte Frau, die Tochter eines ſeiner nächſten und älteſten Freunde, richtete. Er vergleicht hier ſein dahinſchwindendes Leben einem verglimmenden Licht und einem verſchwimmenden Ton und ſchließt mit den Worten:

Möge ſchwach wie immer,
Aber hell und rein
Dieſer letzte Schimmer,
Dieſer Ton nur ſein —

und damit hat er ſeine innerſte Geſinnung ausgeſprochen. Er machte nicht den Anſpruch an die Natur, daß ſie ihm etwas von dem erſpare, was ihr Lauf und ihre Geſetze mit ſich brachten; um ſo mehr aber machte er den Anſpruch an ſich ſelbſt, daß er ſich in dieſe Geſetze zu fügen, auch das Leiden zum Stoff einer ſittlichen und geiſtigen Thätigkeit zu machen, und noch in dem Schmerzlichen das Wohlthätige zu finden wiſſe. Und dankbar bezeugte er in Briefen und Gedichten, daß ihm dieß nicht mißlungen ſei, daß meiſt helle und ſelbſt heitere Geiſter bei ihm aus- und eingehen, daß auch ſeine jetzigen Erfahrungen nichts gebracht haben, was ihn in ſeinem frommen Optimismus irre machen könnte. Zu dem, was ihn erquickte und erhob, gehörte vor allem auch der Gang der öffentlichen Angelegenheiten. Hatte er ſich als treuer Sohn unſeres Volks für den Kampf mit dem galliſchen Erbfeind begeiſtert und als Schriftſteller daran betheiligt, ſo war ſelbſtverſtändlich dem Kampf mit den Feinden unſerer geiſtigen Freiheit und Selbſtändigkeit ſeine freudigſte Zuſtimmung nicht minder geſichert, und er begrüßte die neueſte Entwicklung der Dinge auf dieſem Gebiete und die Schriften, die in ihrem Sinn auftraten, mit ſeinem ungetheilten Beifall. Das letzte, was er geſchrie-

ben hat, die Nachſchrift zu einem Briefe vom 4. Februar d. J., lautet: „Glückauf für morgen, zur Reichstagseröffnung. Das ſind Hauptſachen, wogegen unſere kleinen Schmerzen verſchwinden.“ In dieſem großen Sinne behandelte, und durch dieſe Behandlung erleichterte er ſich ſein Leiden; und wenn Freunde, die ihn beſuchten, mit Empfindungen von ihm ſchieden, wie ſie uns Plato am Schluß ſeines Phädo geſchildert hat, ſo war dieß nicht ohne Grund: bei aller Verſchiedenheit der Lage und der Perſönlichkeiten ſah man einen Philoſophen unſeres Jahrhunderts in ähnlicher Faſſung und Geſinnung, mit derſelben Klarheit und Geiſtesfreiheit den letzten Weg wandeln, wie dort den alten. Er ſelbſt las noch in ſeinen letzten Tagen den Phädo in der Urſprache.

Seine Krankheit hatte ſich langſam aber unaufhaltſam fortſchreitend verſchlimmert. Am 4. Januar war von einem bewährten Chirurgen, Hofrath Simon aus Heidelberg, eine von ſeinem Sohn längſt beantragte, aber von dem Kranken ſelbſt immer wieder verſchobene Operation, eine Probepunction der früher erwähnten Geſchwulſt, die ſich nun als eine Bluteyſte ergab, vorgenommen worden. Die Operation ſelbſt war ohne große Schmerzen und ohne Anwendung von Chloroform glücklich gelungen; aber ſie konnte den Fortſchritt des Uebels nicht hemmen. Es ſtellte ſich Fieber ein, und die zunehmende Schwäche machte es Strauß unmöglich, Beſuche anzunehmen; außer ſeinem Sohn und ſeiner Wärterin war es nur noch ein

als Penſionär in Stuttgart lebender alter Freund, in deſſen Haus und Geſellſchaft er ehedem manche frohe und gemüthliche Stunde zugebracht hatte, Pfarrer Rapp, der ihm den Verkehr mit den Menſchen vermittelte, wiewohl er ſich noch fortwährend geiſtig beſchäftigte und ſelbſt noch Briefe ſchreiben konnte. Doch verbrachte er noch am 27. Januar ſeinen letzten Geburtstag in Geſellſchaft ſeines Sohns und ſeines Schwiegerſohns leidlich und ſelbſt heiter. Am 7. Februar gegen Abend trat eine plötzliche Verſchlimmerung ſeines Zuſtandes ein, und in der darauffolgenden Nacht ſah ſich ſeine Pflegerin, die gegen ſeinen Willen im Nebenzimmer wachte, veranlaßt, den Sohn telegraphiſch herbeizurufen. Er kam Morgens um vier Uhr, und fand ſeinen Vater bereits nicht mehr bei Bewußtſein. Um ſechs Uhr verfiel der Kranke in einen leichten Schlummer; gegen Mittag athmete er ruhig in den Armen ſeines Sohnes aus, und ruhig wie ein Schlafender lag er im Tode da.

Ueber ſein Begräbniß hatte Strauß ſelbſt noch Beſtimmungen getroffen. Er wollte ganz einfach und prunklos, in tannenem Sarge, beerdigt ſein; von jeder Betheiligung der Kirche an der Feier ſollte abgeſehen, aber am Tage derſelben dem Ortsvorſtand eine Summe für die Armen übergeben werden. So wurde er denn am 10. Februar ohne Glockengeläute und Begleitung eines Geiſtlichen, aber in würdigſter Weiſe und unter lebhafter Theilnahme näher und ferner Stehender beſtattet. Außer ſeinem Sohn und

ſeinen Bonner Kindern waren zahlreiche Freunde, beſonders aus Stuttgart, herbeigeeilt, um ihm den letzten Liebesdienſt zu erweiſen; auch viele Offiziere der Garniſon nahmen an dem Begräbniß theil, und die Stuttgarter Polytechniker ſandten eine Deputation. Der Sarg war bedeckt von friſchem Lorbeer, der von allen Seiten geſpendet war, faſt unabſehbar war der Zug derer, die ihm folgten. Drei Stuttgarter Freunde ſprachen an ſeinem Grabe in kurzen, warmen Worten der Erinnerung und des Abſchieds: Director v. Binder, der ihm ſeit ſeinem Eintritt in Blaubeuren, ſeit mehr als fünfzig Jahren, in ungetrübter Freundſchaft verbunden war, Profeſſor Reuſchle, gleichfalls einer ſeiner älteren und näheren Freunde, und ein Verwandter des Verſtorbenen, Dr. Ruoff.

In Deutſchland und über Deutſchlands Grenzen hinaus rief die Nachricht von Strauß' Tode, wie früher die von ſeiner Erkrankung, bei allen, die für geiſtige Größe ein Auge hatten, mochten ſie nun ſeine Anſichten gut heißen oder nicht, eine Bewegung ſchmerzlicher Theilnahme hervor. Nur ein vorübergehender Mißklang in dieſer Stimmung war es, wenn Angehörige der Stuttgarter Pietiſtenparthei es ſich nicht verſagen konnten, auf dem friſchen Grabhügel des Todten eine Scene häßlicher Ketzerrichterei aufzuführen, indem ſie gegen ſeinen Freund Binder wegen der Worte, die er an Strauß' Grabe geſprochen hatte, ohne auch nur ihren Inhalt genauer zu

kennen, eine Agitation in's Werk ſetzten und in öffentlichen Blättern Anklagen erhoben, deren Ungrund ſchließlich wahrheitsliebende Mitglieder der Parthei ſelbſt zu bezeugen ſich verpflichtet fühlten. Durch den geſunden Theil unſeres Volkes gieng in den weiteſten Kreiſen das Gefühl, dem auch die Preſſe mit großer Uebereinſtimmung Worte lieh, in Strauß ſei nicht blos einer von ſeinen geiſtvollſten und anmuthigſten Schriftſtellern und von ſeinen ſchärfſten Denkern, ſondern auch ein wiſſenſchaftlicher Charakter erſten Ranges, unermüdlich im Suchen der Wahrheit und furchtlos im Ausſprechen ſeiner Ueberzeugung, geſchieden. Was er aber außerdem allen denen, welche ihm näher ſtanden, in allen menſchlichen Lebensbeziehungen geweſen iſt, wie vieles ſie an ihm verloren, und wie viel mehr ſie ſich zu unverlierbarem Beſitze gerettet haben, davon wird auch ſolchen, denen dieſes Glück nicht zu Theil wurde, ſelbſt ein ſo unvollkommener Abriß ſeines Lebens, wie er hier allein möglich war, wenigſtens eine annähernde Vorſtellung geben können.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Bonn, Druck von Carl Georgi.

147781

Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Berkeley

RETURN TO: CIRCULATION DEPARTMENT
198 Main Stacks

LOAN PERIOD Home Use	1	2	3
	4	5	6

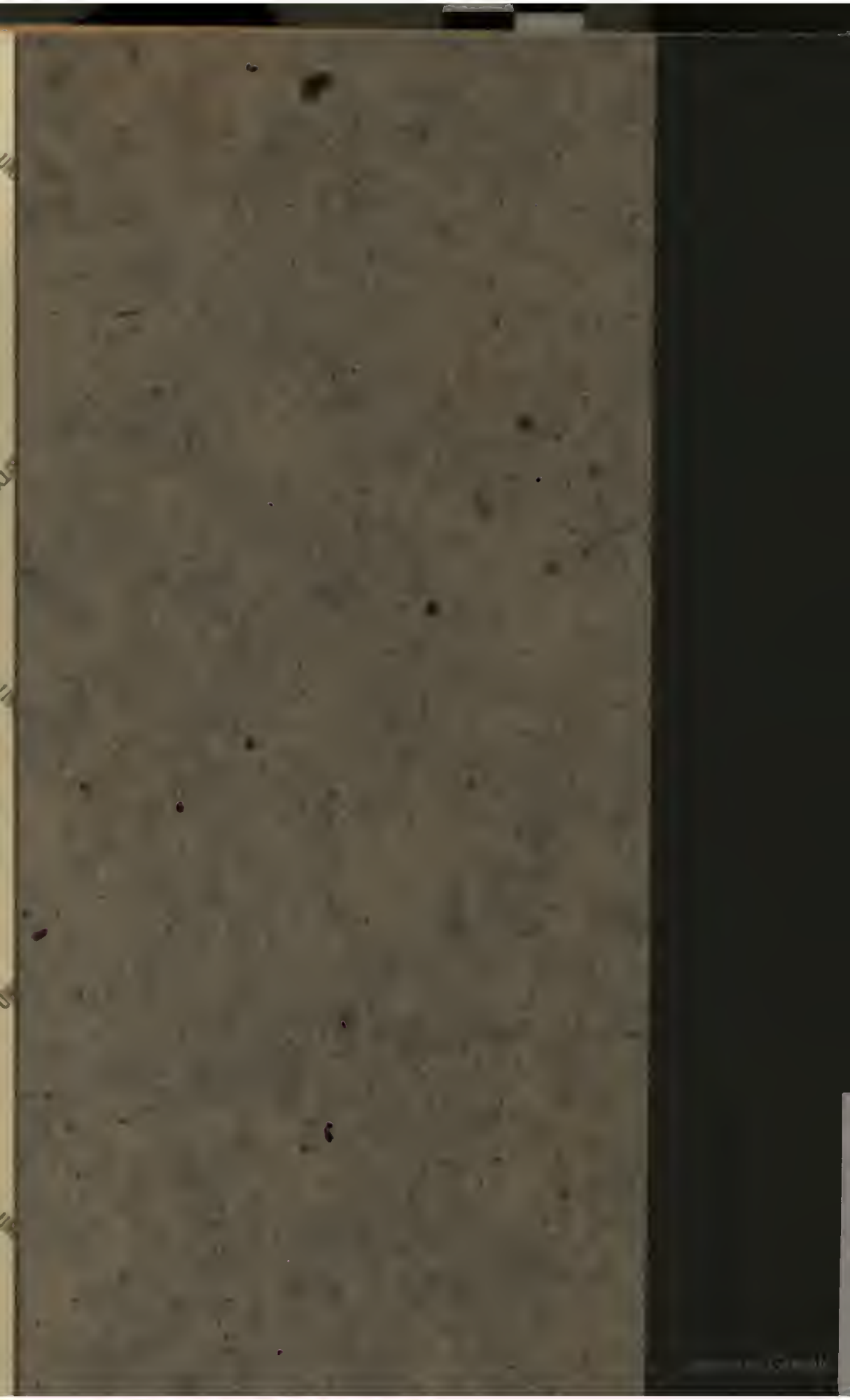
ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS.
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW.

APR 27 2006		

FORM NO. DD6
50M 1-05

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
Berkeley, California 94720–6000

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C043518798